Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Neunter Jahrgang

.r. 5 — Leipzig, den 31. Januar — 1895

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1442 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Von der Wahrhaftigkeit: 1 — Charles Darwin. Ein Charakterbild. 4. Darwins Selbstbeurteilung und Kampfes- ise; 5. Darwins Religiosität. Schluß — Zum Gefängniswesen: 3. Wie könnte geholfen werden? Schluß — Sozialdemokratie und atenamt — Ada Negri — Verschiedenes: Fürst Bismarck und die Parlamentarier; Die Flüchtlinge; Aus dem Neukirchener Abreiß- ender; Zwei Unwahrheiten; Zu unserm Artikel über Feuerbestattung; Der Verfasser des Offenen Briefes — Anzeigen

Von der Wahrhaftigkeit

1

Mache dich auf, werde Licht; denn dein Licht mmt! Jes. 60, 1.

So klingts durch die Epiphaniaszeit, in der wir stehen. cht und Wahrheit, Finsternis und Lüge sind in der Schrift echselbegriffe, die zusammen gehören wie Bild und Sache . B. 1. Joh. 1, 5 ff). Christus, der Herr, ein König der ahrheit; er ist „dazu geboren und in die Welt gekommen, ß er die Wahrheit zeugen soll“ (Joh. 18, 37). Daß wir aus der Wahrheit“ sind, nach ihr uns sehnen in dieser Welt s Trugs und der Unwahrhaftigkeit, wie der Verbannte sich hnt nach seiner Heimat, ist Vorbedingung seiner Jünger- haft (Joh. 18, 37); daß wir im Lichte seiner Wahrheit wan- eln, die Wahrheit „thun,“ wie Johannes sagt (1. Joh. 1, 6) t ihr Erweis. Das schließt mehr ein als wahrhaftig sein. enn Wahrheit ist nicht nur der Gegensatz zur Lüge — ist er Gegensatz auch zu Irrtum und Schein. Aber die Wahr- aftigkeit ist eine der Forderungen Jesu, darum schließt der Epiphaniasruf: Mache dich auf, werde Licht! auch die Mah- ung der Wahrhaftigkeit in sich ein.

Die Welt ist in Handel und Wandel, in den höchsten und n den einfachsten Kreisen so voll von Lüge und ist stets so voll von ihr gewesen, daß man denken sollte, es habe den Christen nahe liegen müssen und müsse ihnen noch heute nahe iegen, die Wahrhaftigkeit als erstes Erkennungszeichen eines Christen anzusehn. Doch wer die Kirchengeschichte und die Verhältnisse der Gegenwart kennt, wird nicht zu behaupten wagen, daß das geschehen sei und gegenwärtig geschehe. Die Vergangenheit wie die Gegenwart weisen neben der Kirche Kreise auf, in denen unbedingte Wahrhaftigkeit als die Grundlage vertrauensvollen Verkehrs energischer gefordert wird, als es in christlichen Kreisen üblich ist. Und nur zu oft ist auch von diesen Kreisen gegen bewußte Vertreter des Christentums die Klage über Mangel an Wahrhaftigkeit erhoben worden. Daß solche Klagen oft nur allzu begründet gewesen sind, ist nicht nur beschämend, es ist auch rätselhaft für jeden, der an die heiligende Kraft christlichen Glaubens glaubt. Aber dies Rätsel ist nicht unlösbar. Die Versuchung zur Unwahrhaftigkeit ist für den, der in der Oeffentlichkeit das Christentum vertreten will, zweifellos ganz besonders groß. Wer hat so oft Veranlassung in Worten und Handlungen sein Innenleben zu offenbaren? Wären wir selbst vollkommen, so schlösse das eine Versuchung nicht ein. Da wirs nicht sind, ist eine Versuchung — ich sage nicht zu grober Heuchelei, aber eine Versuchung zum Gebrauch der Phrase, zur Anwendung der Fiktion (in Bezug auf geistliche Erfahrung und dergl.) hier zweifellos in besonderm Maße vorhanden. Und noch größer ist die Versuchung da, wo die Aeußerung der Gedanken und Absichten in Wort oder Handlung nicht Selbstzweck ist, sondern als Mittel einem andern Zwecke dienen soll. Liegt für jeden Menschen in diesem Falle die Vorsicht nahe, sich so zu geben, wie es der Erreichung des Zwecks am dienlichsten ist, so ist die Versuchung zu solcher Unwahrhaftigkeit offenbar da besonders groß, wo der Zweck besonders gut, besonders hoch ist. Der aber, der für das Christentum eintritt, dient, auch wenn er in der Wahl seiner nächsten Zwecke irrt, seiner Absicht nach dem höchsten und besten Zwecke, den es giebt: dem Bau des Reiches Gottes auf Erden. Wir denken leicht gegenüber der berüchtigten Maxime „Der Zweck heiligt die Mittel“: ich danke dir Gott, daß ich nicht bin wie Jesuiten und Redemptoristen und andre der Art. Richtiger wäre es, sich klar zu machen, daß die Versuchung, nach dieser Maxime zu handeln, nur da — da aber auch überall — vorhanden ist, wo man heilige Zwecke kennt. Auch wir müssen uns gegen diese Versuchung wappnen. Sie ist für den Christen größer als für andre.

Solche Erwägungen helfen das Rätsel lösen, von dem oben die Rede war. Dazu kommt, daß nur zu oft „christliche Kreise“ — gleichviel ob „orthodoxer“ oder „heterodoxer“ Färbung — familienartig, parteiartig zusammen gehalten werden. Wo solch ein Zusammenhalt gegeben ist, da ists nicht möglich, die Wahrhaftigkeit zur Grundforderung des Verkehrs zu machen, — denn jede Herde hat räudige Schafe. Ja, da sorgt die äußere Zusammengehörigkeit für immer neue Versuchungen zum Vertuschen und Verdrehen u. s. w.

Doch wenn auch die Thatsache, von der oben die Rede war, nicht unerklärlich ist — unentschuldbar ist sie doch. Ists wahr — und ich glaube nicht, daß es sich leugnen läßt —, daß vielfach unter Christen die Forderung der Wahrhaftigkeit nicht so energisch geltend gemacht wird, als es vereinzelt von solchen geschieht, die auf den Christennamen nichts mehr geben, so ist das eine Schande für die Christenheit, die zu tilgen jeder aufs ernstlichste bestrebt sein soll. Denn niemand hat eine so ernste Pflicht zur Wahrhaftigkeit als wir, die wir Jünger dessen sein wollen, der sich einen König der Wahrheit genannt hat.

R

Charles Darwin

Ein Charakterbild

4. Darwins Selbstbeurteilung und Kampfesweise

Ein besondres Interesse hat die Frage, wie Darwin selbst sein Lebenswerk beurteilt und andern Urteilen gegenüber sich verhalten hat. Sie ist klar und nach reichhaltigem Material zu beantworten.

Die Zustimmung bedeutender Männer und ein lebhafter Absatz seiner Bücher war für Darwin stets ein Gegenstand unverhehlter Freude. Aber um die Gunst des Publikums hat er nie gebuhlt. Gegenüber den Ueberzeugungen andrer zeigt er stets eine zarte, edle Zurückhaltung und duldsame Achtung, ein verbindliches Entgegenkommen, auch wo mancher andre gezürnt oder geschwiegen hätte. Er wünscht offne Urteile, nicht abge-

zirkelte Komplimente. „Gott behüte mich, so schreibt er, vor einem Menschen, der jeden Ausdruck mit schottischer Klugheit abwägt!" Selbst über die kleinste wissenschaftliche Handlangerarbeit ließ er nie ein absprechendes Urteil ungeahndet durchgehen, wofern nur die Arbeit ehrlich und in ihrer Art gut war. Schlechte Arbeiten freilich ließ er nicht gelten.

Er spricht einmal offen aus, seine Eitelkeit habe es ihn immer bedauern lassen, daß ihm in der Lösung eines gewissen bedeutungsvollen Problems andre zuvorgekommen seien; aber wiederum bringt er seinerseits verkannte und vergessene Forscher, z. B. Sprengel, zu Ehren und erkennt die Verdienste der jüngern Mitarbeiter an, auch wo sein eigner Ruhm dadurch eingeschränkt wurde. Und neidlos rühmt er, was andre geleistet haben. So schreibt er an einen Forscher:

Ich habe niemals jemand bestohlen, aber während ich dieses Kapitel schreibe, habe ich beständig das Gefühl, als wenn ich Ihnen etwas stähle, so viel verdanke ich Ihren Schriften und Ihrer Unterhaltung, und zwar weit mehr, als bloße Anerkennung ausdrücken kann.

Sehr feinfühlig und edel war er, wo es sich um litterarische Ehre und wissenschaftliche Priorität handelte. Das zeigte sich bei seiner Theorie von der Entstehung der Arten zwiefach deutlich. Als nämlich dieses Werk Darwins einen durchschlagenden Erfolg hatte, stellte sich heraus, daß ein Ingenieur Mr. Matthew bereits etwa dreißig Jahre vorher in einem unbeachteten Aufsatz über Schiffsbauholz und Baumkultur dieselbe Theorie aufgestellt hatte. Darwin schrieb daraufhin öffentlich:

Ich bekenne offen, daß Mr. Matthew mir mit der Erklärung, die ich von der Entstehung der Arten unter dem Namen der natürlichen Zuchtwahl gegeben habe, um viele Jahre zuvorgekommen ist.

Noch charakteristischer war Darwins Verhalten vorher gewesen. Nachdem er nämlich fast zwanzig Jahre schon an seinem großen Werke über die Entstehung der Arten gearbeitet hatte, ohne bislang über seine neue Theorie öffentlich etwas verlauten zu lassen, und nun fast fertig war, erhielt er im Sommer 1858 einen kurzen Aufsatz eines jungen Gelehrten, Mr. Wallace, aus dem malayischen Inselmeer, der unabhängig von Darwin auf dieselbe Theorie gekommen war und nun Darwin bat, diese Ansicht zu begutachten. Da war die heikle Frage, wer den Ruhm der Theorie haben solle, Darwins eignem Urteil überlassen. Von seinen nächsten Freunden beraten, entschied sich Darwin dahin, den Aufsatz von Wallace und zugleich eine kurze Skizze seines eignen, demnächst herauszugebenden großen Werkes zu veröffentlichen. So war er bereit, den Ruhm zu teilen, auf den er sachlich zweifellos den ersten Anspruch hatte, und den er sich durch einen kleinen Kunstgriff leicht allein hätte sichern können. Die ganze Art, wie er sich in dieser Angelegenheit benahm, war selbstlos, gewissenhaft und edel und fand bei allen Beteiligten uneingeschränkte Anerkennung.

Ebenso verdient Darwins Stellung zu seinen Kritikern und Gegnern besondre Hervorhebung. In seinen Erinnerungen schreibt er:

Ich bin beinahe immer von meinen Kritikern anständig behandelt worden, wobei ich die ohne wissenschaftliche Kenntnisse als nicht der Erwähnung wert beiseite lasse. Meine Ansichten sind häufig grob entstellt, mit Bitterkeit angegriffen und lächerlich gemacht worden; dies ist aber, wie ich glaube, meist in gutem Glauben geschehen. Im ganzen zweifle ich nicht daran, daß meine Arbeiten wiederholt bedeutend über Gebühr gepriesen worden sind. Ich freue mich darüber, daß ich Streitigkeiten vermieden habe, und dies verdanke ich Lyell, der mir vor vielen Jahren, mit Rücksicht auf meine geologischen Arbeiten, dringend riet, mich niemals in einen Streit verwickeln zu lassen, da ein solcher selten etwas Gutes bewirke und einen elenden Verlust an Zeit und Stimmung verursache. So oft ich nur immer gefunden hatte, daß ich mich versehen habe, oder daß meine Arbeit unvollkommen sei, und wenn ich verächtlich kritisirt wurde, und selbst wenn ich über Gebühr gelobt wurde, sodaß ich mich gedemütigt fühlte, ist es meine größte Beruhigung gewesen, mir selbst hundertmal zu sagen: ich habe so angestrengt und so gut gearbeitet, wie ich nur konnte, und kein Mensch kann mehr als dies thun.

Diesen Aeußerungen entspricht sein ganzes öffentliches und privates Verhalten. Er zeigt Verständnis für Humor, auch wo dieser sich gegen ihn kehrt. Er schreibt einem Freunde über einen Gegner, der ihn sehr gehässig angegriffen hatte:

Ich komme mit Trauer zu dem Schluß, daß er ehrlich zu sein meint; er ist aber verblendet, daß er nicht gerecht handeln kann.

An einen deutschen Forscher schreibt Darwin:

Sie haben gezeigt, wie ein Mensch von einem andern in der alle entschiedensten Weise abweichen und doch seine Verschiedenheit mit de vollkommensten Höflichkeit ausdrücken kann. Nicht wenig englische un deutsche Naturforscher können sich an Ihrem Beispiel eine Lehre nehmen denn die grobe Sprache, die wissenschaftliche Männer häufig gegen ein ander gebrauchen, thut nicht gut und erniedrigt nur die Wissenschaft.

Und mit Recht konnte von Darwin selbst die Pall Ma Gazette hervorheben:

Wir müssen die Aufmerksamkeit auf die seltene und edle Ruh lenken, mit der er seine Ansichten auseinandersetzt, ungestört durch di Hitze der polemischen Agitation, die diese Ansichten erregt haben, un es konsequent zurückweisend, seinen Gegnern mit Lächerlichmachen, In dignation oder Verachtung zu begegnen. In anbetracht des Tadel und der Insinuationen, die von der andern Seite ausgegangen sind, i diese Nachsicht hervorragend würdevoll.... Nirgends bringt er ein Wor das auch die allerempfindlichste Eigenliebe eines Gegners verletze könnte; nirgends legt er, weder im Text noch in den Anmerkungen, di Täuschungen und Mißverständnisse seiner Mitforscher dar.... Währen er sich aber einer ungehörigen Zensur enthält, ist er verschwenderisch in Anerkennen auch der kleinsten Verpflichtungen, für die er zu danken ha

Gewiß hat Darwin seinen großen wissenschaftlichen Ehr geiz gehabt. Er bezeichnet es selbst als sein Ziel, „unter de Männern der Wissenschaft einen anständigen Platz zu erhalte und wenigstens etwas für die Naturwissenschaft neu zu leisten. Aber er selbst schreibt auch wieder:

Du thust mir Unrecht, wenn du denkst, ich arbeite des Ruhme wegen; ich schätze ihn wohl in gewissem Maße; wenn ich mich abe wirklich kenne, so arbeite ich aus einer Art Instinkt, um zu versuche die Wahrheit zu ergründen.... [und zu andrer Zeit:] Wenn ich meine Auszug und vielleicht noch ein größeres Werk über die Entstehung de Arten herausgeben kann, so betrachte ich meinen Lauf als vollendet.

Gewiß tritt auch in vielen Briefen ein großes Selbst gefühl hervor: er schreibt viel von seiner Wissenschaft un meist von seinen eignen Arbeiten. Er erklärt das selbst:

Wenn ich auf meinem Steckenpferde sitze, kann ich dem nie wider stehn, meinen Freunden zu erzählen, wie gut mein Steckenpferd geht Sie müssen daher dem Reiter verzeihn.

Aber abgesehn davon, daß er mit ganzer Seele bei seine Arbeit war, kommt auch in Betracht, daß er durch seine Kränk lichkeit fast nur auf dies eine Gebiet beschränkt war, und be sonders, daß er sich wirklich sagen durfte, durch hervorragend und fruchtbare Ideen seine Wissenschaft reformirt zu haben Zuweilen freilich überschreitet er in der Sicherheit seiner Ueber zeugung die Grenzen. Es ist wichtig und richtig, wenn e sagt:

Ich maße mir nicht an, direkte Beweise von der Umänderung einer Spezies in eine andre beizubringen, sondern ich glaube, diese Ansicht sei in der Hauptsache richtig, weil so viele Erscheinungen danac zusammengeordnet und erklärt werden können.

Aber es ist ebenso anfechtbar wie offen, wenn er seinem unverhehlten Aerger Ausdruck giebt über Thatsachen, die nicht in seine Theorie passen; oder wenn er gegenüber einem Einwand erklärt: „ich würde darauf nicht antworten können, ich würde aber auf meinem Standpunkt verharren."

Geradezu bedenklich ist es aber, wenn er, der Vertreter der exakten Wissenschaft, einmal äußert:

Thatsächlich ist für mich der a priori geführte Beweis so vollständig befriedigend, daß, wenn die Thatsachen nicht hineinpassen wollen, meine Empfindung die ist: um so schlimmer für die Thatsachen!

Aber das sind nur vereinzelte Fälle. Im allgemeinen weiß er sich durchaus in seinen Grenzen zu halten und zeigt charaktervolle Demut und Bescheidenheit. Seinen eignen Fehlern gegenüber war er nicht blind. Er deckt rücksichtslos die Mängel auf, die ihn bei seinen wissenschaftlichen Arbeiten beeinträchtigten, die Fehler, die er bei seinen Forschungen gemacht hatte, die Irrtümer, deren er sich bewußt wurde. Er scheut sich nicht seine Meinung zu berichtigen, wo er überzeugt war, und auch einmal von einer eignen Schrift zu schreiben: „Diese Abhandlung war sehr verfehlt, und ich schäme mich ihrer sehr." Er beklagt die Schwerfälligkeit seines Stils und ist dankbar für jeden Verbesserungsvorschlag. Er arbeitet stets an seiner eignen Vervollkommnung und schreibt selbst: „Wenn ich Unrecht habe, je eher ich aufs Haupt geschlagen und vernichtet werde, um so besser." Er bekennt, daß es sein gewöhnlicher Fehler sei, zu spekulativ zu werden, und betont immer wieder, daß nach jahrelangem Abwägen seine Schlußfolgerungen wohl für ihn selbst unvermeidlich, aber deshalb noch nicht ohne

weiteres allgemein giltig und unfehlbar seien, daß er nichts endgiltig abmachen könne, auch wenn er selbst noch so sehr überzeugt sei. Er spricht die Hoffnung aus, daß seine Anschauung siegen werde, aber „ohne Zweifel mit vielen untergeordneten Modifikationen und Verbesserungen." Es ist ihm unangenehm genug, daß in den ersten vier Absätzen seines Werks über die Entstehung der Arten die Worte „ich," „mir," „mein" nicht weniger als dreiundzwanzigmal vorkommen, und er stimmt von Herzen zu, wenn man ihm sagt, daß „man nicht zu wissen brauche, was Darwin glaubt und wovon er überzeugt ist, sondern was er beweisen kann." Am Schluß seiner Erinnerungen bekennt er selbst die Langsamkeit seiner Auffassung, seine Unfähigkeit zu rascher Kritik und zu langen, abstrakten, metaphysischen oder mathematischen Gedankengängen, die Mängel seines Gedächtnisses. Andrerseits betont er seine gute logische Urteilskraft, seine Beobachtungsgabe, seine Geduld und seinen Fleiß im Sammeln und Sichten, seine Liebe zur Naturwissenschaft und seinen Ehrgeiz; sein Bedürfnis, alle beobachteten Thatsachen zu erklären, d. h. unter allgemeine Gesetze unterzuordnen und über ungelöste Probleme unermüdlich nachzudenken. Ferner hebt er die Selbständigkeit seines Denkens, sein Streben nach voller Wahrheit und Klarheit und seinen weitgehenden Skeptizismus hervor. Er rühmt den Wert seiner regelmäßigen Lebensweise und seiner Wohlhabenheit, in gewissem Sinne auch seiner Kränklichkeit.

5. Darwins Religiosität

Drei Jahre vor seinem Tode hat Darwin seiner Autobiographie die kurzen Sätze hinzugefügt:

Was mich selbst betrifft, so glaube ich, daß ich recht gehandelt habe, stetig der Wissenschaft zu folgen und ihr mein Leben zu widmen. Ich fühle keine Gewissensbisse, irgend eine große Sünde begangen zu haben; ich habe aber sehr oft bedauert, daß ich meinen Mitgeschöpfen nicht mehr direkt Gutes gethan habe.

Diese Worte sind sehr charakteristisch. Sie zeigen Darwins einzigartige Begeisterung für seinen Lebensberuf, die Naturwissenschaft, und ein strenges, ruhiges und feines sittliches Urteil. Ein religiöses Element enthalten sie, wenn man nicht das Wort von der Sünde so deuten will, durchaus nicht.

Als Knabe zeigte Darwin immerhin vereinzelte Züge von Religiosität. Wenn er sich auf dem Schulwege verspätete, so betete er und schrieb es der Gebetserhörung zu, wenn er wider Erwarten doch noch rechtzeitig eintraf. Aber stark, zusammenhängend, aktiv sind diese religiösen Triebe nicht; und die Art des englischen Kirchentums und die Orthodoxie der englischen Kirchenlehre haben nicht vermocht, diese Frömmigkeit irgendwie zu entwickeln. Doch ist er durchaus nicht kritisch und negativ. Als er sich der Theologie zuwendet, hat er wohl Bedenken, alle Dogmen der Kirche von England zu glauben, aber an der Unfehlbarkeit der Schrift zweifelt er nicht. Die theologische Arbeit stimmt ihn weder zu Zweifeln noch zu besondrer Freudigkeit. Bis 1836, d. h. auch noch während seiner ganzen Reise, ist Miltons Verlorenes Paradies sein Lieblingsbuch, das er auf allen seinen Fahrten bei sich hat. Nach seiner Rückkehr 1836 fängt er aufs neue an, sich mit „metaphysischen," d. h. mit theologischen und philosophischen Büchern zu beschäftigen. Aber er legt sie bald beiseite; er schreibt: „ich paßte nicht gut zu solchen Studien." Auch in seinen Büchern war er der Kirchenlehre und den überlieferten religiösen Anschauungen gegenüber relativ schonend und zurückhaltend. Häckel macht er mehrfach wegen seiner allzugroßen Kühnheit Vorstellungen. Am Kirchenbesuch hinderte ihn seine stete Kränklichkeit. Aber mit dem Vikar in Down war er von 1846 bis zu seinem Tode 1882 befreundet. Eben dieser Geistliche schreibt von Darwin:

In allen das Kirchspiel betreffenden Angelegenheiten war er ein thätiger Gehilfe; in Angelegenheiten, die sich auf Schulen, Wohlthätigkeitsanstalten und andre Geschäfte bezogen, war sein freigebiger Beitrag jederzeit bereit, und bei Differenzen, die dabei gelegentlich vorkamen, war ich immer seiner Unterstützung sicher. Er war der Ansicht, daß, wenn keine wirklich bedeutungsvolle Einwendung zu machen war, seine Unterstützung dem Geistlichen zu teil werden müsse, der die Umstände doch am besten kennen sollte und hauptsächlich verantwortlich wäre.

Den Tod hat Darwin nicht im mindesten gefürchtet.

Darwins religiöse Entwicklung wie seine zurückhaltende und schwankende Stellung zur Religion und Religiosität ist bereits kürzlich in diesen Blättern (Jahrgang 1894 Nr. 39 und 40) genauer geschildert worden. Erst im Verein mit dem nun gezeichneten Charakterbilde geben Darwins Aeußerungen über Religion eine einigermaßen genügende Grundlage für die Frage nach Darwins thatsächlicher Stellung zum Christentum.

W Bornemann

Zum Gefängniswesen

3. Wie könnte geholfen werden?*)

Bisher steht der Staat und die Gesellschaft diesen Massen mit Gefängnis, Arbeitshaus und Zuchthaus gegenüber. Zur Herbstzeit beginnen die obdachlosen, halb erwerbsfähigen, lahmen, verkrüppelten Bettler den Großstädten zuzuziehen. Die Gefängnisse füllen sich. Ihre Belegungsfähigkeit wird künstlich erhöht. Immer neue Anstalten entstehen. Viele trösten sich damit: diese Massen, die verderben und sterben, hat es immer gegeben, wird es immer geben. Aber befriedigen kann diese Antwort des Manchestermanns nicht. Ein Christ muß eine andre Antwort suchen, und ein christlicher Staat, wenn er diesen Namen zu Recht tragen will, darf sich mit einer so niedrigen Auffassung seiner sozialen Pflichten nicht begnügen, daß er sein Gewissen beruhigt glaubt, wenn er das endlose Heer der Arbeitslosen, Obdachlosen u. s. w. einfach in die Gefängnisse und Arbeitshäuser einsperrt und dadurch für ein paar Tage und Wochen unschädlich macht, um sie dann denselben Kreislauf immer und immer wieder durchlaufen zu lassen. Einfach ist ja diese Manchesterpolitik, sehr einfach, aber auch satanisch herzlos.

Zunächst denke ich an die jugendlichen Insassen des Gefängnisses. Wenn ich mich an die Rektoren unsrer Volksschulen um Auskunft über den Einfluß des Elternhauses auf die Erziehung eines Strafgefangnen während seiner Schulzeit wende, so erhalte ich oft die trostlosesten Nachrichten. Warum wurden solche Kinder nicht frühzeitig in Zwangserziehung gegeben? Der § 55 des Reichsstrafgesetzbuchs verlangt, daß dazu erst eine strafbare Handlung vorliegen muß, sonst hat die staatliche Gewalt keine gesetzliche Macht, in die Elternrechte kupplerischer, schlechter Eltern einzugreifen. Liegt eine strafbare Handlung eines zwölf- bis achtzehnjährigen Knaben vor, so bestimmt § 56 Abs. 2 des Reichsstrafgesetzbuchs, daß der Angeklagte, wenn er die zur Erkenntnis der Strafbarkeit seiner Handlung erforderliche Einsicht nicht besaß, entweder seiner Familie überwiesen oder in eine Erziehungsanstalt gebracht werden soll. Besitzt aber der Junge die erforderliche Einsicht, so muß er bestraft werden, der Richter hat aber nach § 57 des Reichsstrafgesetzbuchs nicht das Recht, gleichzeitig mit der Strafe auch noch auf Zwangserziehung zu erkennen. Der Richter soll Volkspädagogik durch die Rechtsprechung treiben. Welcher Richter aber bekümmert sich nach gesprochenem Urteil noch um den Knaben? Sehr wenige, und die, die es wollten, haben nach § 57 kein Recht dazu. Das ist ein unerträglicher Zustand. Hier müßten drei gesetzliche Reformen eingreifen. Es müßten Wege und Mittel gefunden werden, daß auf Anregung der Schulvorstände und Schulinspektionen dem Staate oder der Kirche — diese hielte ich für das berufnere Organ — gesetzliche Mittel an die Hand gegeben würden, gefährdete und der Verwahrlosung entgegengehende Kinder verworfener und verkommener Eltern auch schon, ehe eine strafbare Handlung vorliegt, diesen abzunehmen und auch gegen ihren Willen in Erziehungsanstalten zu bringen. Eine zweite Reform müßte das strafmündige Alter vom zwölften Lebensjahre auf das vierzehnte hinaufrücken, denn dieses Lebensjahr, in das nach volkstümlicher Sitte Schulentlassung und kirchliche Konfirmation fällt, ist der entscheidende Wendepunkt des Lebens, nach dem die Strafmündigkeit etwa zu berechnen wäre. Am dringendsten der Reform bedürftig aber ist § 57 des Reichsstrafgesetzbuchs, der durch einen Zusatz des Inhalts ergänzt werden müßte, daß nach

*) Vgl. Nr. 1 und 3 dieses Jahrgangs.

HOLBROOK LIBRARY PACIFIC SCHOOL OF RELIGION

verbüßter Strafe unsre jugendlichen Verbrecher der Zwangserziehung überwiesen werden könnten. Grundsätzlich aber müßten gegen jugendliche Verbrecher nur langzeitige Strafen ausgesprochen werden, denn die kurzzeitigen Haft- und Gefängnisstrafen verleiden nicht das Gefängnis, zerstören vielmehr die Scheu davor und verleihen ihrem Träger bei Seinesgleichen oft erst einen verlockenden romantischen Nimbus, der verderblicher wirkt als vieles andre.

Wenn ich mich endlich gegen die gewohnheitsmäßigen, alten Verbrecher im Vorhergehenden manchmal für Zuchthausstrafen erwärmt habe, wo das heute zu Recht bestehende Strafgesetzbuch nur Gefängnisstrafen kennt, so geschah dies nicht, weil ich mir etwa vom Zuchthaus eine erziehlichere Wirkung verspreche als vom Gefängnis, sondern nur, um meiner Meinung und Erfahrung nach ungerechtfertigte Milde nachzuweisen. Will man die Rückfälligkeit der Massen auf gesetzlichem Wege bekämpfen, so müßte man allerdings sich zu einem ganz andern System entschließen, ein Entschluß, der sicherlich später einmal durch die Macht der Verhältnisse aufgezwungen wird. Solche alte Zuchthäusler und Gefängnisinsassen, die den größten Teil ihres Lebens hinter Schloß und Riegel zubringen, sind entweder ganz energielose, schlaffe, weinerliche Gesellen, die auch bei den besten Vorsätzen nie lernen auf eignen Füßen stehen, aber sub altero die brauchbarsten, willigsten, zuverlässigsten Arbeiter sind, die die Gefängnismauer umschließt. Nach wiedererlangter Freiheit werden sie ein Opfer der Trunksucht, der Arbeitslosigkeit und der dadurch bedingten Not. Das Gegenteil sind die gewerbsmäßigen Verbrecher. Diese brüten mit satanischer Bosheit während der Strafe über neuen Plänen, die sie nach erlangter Freiheit ausführen werden. Sie besitzen eine Kenntnis des Strafgesetzbuchs, deren sich mancher Jurist nicht zu schämen brauchte. Sie suchen der Polizei mit allen Mitteln raffinirtester Schlauheit zu entgehen. Ihre allezeit dienstbereiten Helfershelfer, ihren alles verdeckenden Hinterhalt finden sie bei den Prostituirten und ihren Zuhältern. Der Zuhälter vom reinsten Wasser allerdings ist ja meistenteils zu feig, um als „schwerer Junge" an großen Diebstählen, Einbrüchen u. s. w. sich zu beteiligen, er verzehrt das leicht erworbne massenhafte Geld lieber unbehelligt von der Polizei; aber wie er politisch auf die Sozialdemokratie und den Anarchismus schwört, so fühlt er sich geehrt durch die Gesellschaft so erprobter Brüder, mit denen er gerne in Spelunken umherzieht und bei Seinesgleichen renommirt. Hier müßte der Staat gesetzlich eingreifen und Mittel und Wege finden, wodurch die Massen jener ewig obdachlosen, unstet von einem Gefängnis zum andern ziehenden Elemente dauernd seßhaft gemacht und gewinnbringend beschäftigt würden in staatlichen Asylen, die diesen Charakter tragen und sich unterscheiden müßten von den jetzigen Zwangsarbeitshäusern, aber auch durch den staatlichen Zwang sich unterscheiden müßten von den jetzigen Armenasylen, in denen diese Art Leute erfahrungsgemäß doch nicht lange bleiben, weil ihr unstetes Vagabundenblut sie immer wieder in die Wälder und Auen treibt, während sie gut thun, sobald sie ein staatliches Muß hinter sich wissen. Die Strafen gegen die zweite Klasse aber, die der gewerbsmäßigen Diebe, Einbrecher, Räuber u. s. w. müßte nicht, wie § 14 Abs. 2 des Reichsstrafgesetzbuchs besagt, auf fünfzehn Jahre Zuchthaus beschränkt sein, sondern es muß die Möglichkeit offen gelassen werden, einen solchen Menschen länger, wenn nötig, lebenslänglich zu detiniren. Um dies möglich zu machen, müßte man sich entschließen, vom System des durch den Richter bestimmten Zeitmaßes der Strafen zu dem nach dem im Staate Newyork belegnen „Staatsreformatorium" Elmira genannten Elmiranischen System der Bestrafung auf unbestimmte Zeit überzugehen.

Das Gesetz vom 12. Juli 1875 endlich, betreffend die Geschäftsfähigkeit Minderjähriger und die Aufhebung der Wiedereinsetzung in den vorigen Stand wegen Minderjährigkeit, bestimmt in seinem § 6:

Hat der Vater oder Vormund seine Genehmigung erteilt, daß der Minderjährige in Dienst oder Arbeit trete, so ist letzterer selbständig zur Eingehung und Auflösung von Dienst- oder Arbeitsverhältnissen der genehmigten Art befugt. Dem Vater oder Vormund steht

es frei, eine solche Genehmigung zurückzuziehen oder einzuschränken, so weit dadurch Rechte Dritter nicht beeinträchtigt werden.

Fest bin ich davon überzeugt, daß diese Bestimmung ein[s] zum Schutze jugendlicher Arbeiter, Lehrlinge u. s. w. gege[n] brutale und rohe Behandlung seitens der Meister und Geselle[n] erlassen worden ist. In der praktischen Wirklichkeit aber nimm[t] sich dieses Gesetz so aus, daß es bei dem einzigen Rechtsgeschäft, da[s] die heutige von der Heimat, von Vater und Vormund ferne, nac[h] der Großstadt gewanderte Jugend abschließt, ihre Arbeit auf zunehmen und zu verlassen, zu einer gesetzlichen Bestätigung de[r] Unregelmäßigkeit, Unzuverlässigkeit, Unehrlichkeit und des Müßig gangs geworden ist. Welcher Vormund macht denn von seinen Rechte, diese Genehmigung zurückzuziehen, Gebrauch? Di[e] Vormünder reicher Millionäre wohl, die Vormünder arme[r] Kinder der Masse aber nicht. Die überläßt man blindlings ihrem selbstgeschaffenen Schicksal, und dieses heißt Gefängnis. Auch auf die Gefahr hin, daß heutzutage noch einmal ei[n] Schusterjunge den Knieriemen seines Meisters zu verspüren be kommt, sollte diese Bestimmung des Gesetzes aufgehoben un[d] das freie Verfügungsrecht über Aufnahme und Verlassen de[r] Arbeit denen zurückgegeben werden, denen es von Gott un[d] Rechts wegen gehört, den Eltern und Vormündern.

Diese gesetzlichen Grundlagen wären zu schaffen. Da[s] Prostitutionswesen als solches darf nicht heuchlerisch kontrollir[t] (was die Verbrecherwelt ganz konsequent so auslegt, die Bour geois wollten ihrer sinnlichen Lust an den Dirnen nachgehen aber sie zugleich als Parias brandmarken), sondern muß ver folgt werden. Es wäre dafür zu sorgen, daß unsre Jugen[d] im Alter von vierzehn bis zwanzig Jahren mehr erzogen, stat[t] der Willkür überlassen würde, dem Verbrechertum selbst müßten die Zähne mehr gezeigt werden. Die heutige Gesetzgebung ha[t] oft mehr Mitleid mit dem Mörder als mit dem Gemordeten. Ein sehr wahres Wort hat einst am 1. März 1870 Bismarc[k] über diesen Geist ausgesprochen, wenn er sagt:

Es ist eine der Krankheiten unsrer Zeit die Scheu vor der Ver antwortung, die Scheu vor der Verantwortung, auf eigne Ueberzeugun[g] hin ein Todesurteil auszusprechen, von seiten der Geschwornen, au[f] eigne Ueberzeugung hin einen Wahrspruch zu geben, von dem sie nac[h] dem Gesetze annehmen können, daß er die Tötung des Verbrechers zu Folge hat. Diese Furcht vor der Verantworlichkeit ist eine Krankheit die unsre ganze Zeit durchsetzt, es ist eine Krankheit, die bis in di[e] höchsten Spitzen der menschlichen Hierarchie hinaufreicht: selbst den Souverän ist die Verantwortlichkeit im höchsten Grade beschwerlich un[d] empfindlich, die er mit der Handhabung des Richtschwertes übernimm[t] — um wieviel mehr dem Richter, der weniger daran gewöhnt is[t] Interessen von solcher Schwere, wie die Streichung eines seiner Neben menschen aus der Reihe der Lebendigen, auf seine Verantwortung z[u] übernehmen. Daß der Richterstand bestrebt ist, diese Verantwortlichkei[t] los zu werden mit dem einen Gesetzesparagraphen: ihr braucht nieman[d] mehr zum Tode zu verurteilen, das ist mir menschlich sehr erklärlic[h] namentlich in der Jetztzeit, wo jedermann sehr leicht zur Kritik berei[t] ist, dagegen finden sich zur Uebernahme eines Amtes mit folgenschwere[r] Verantwortlichkeit doch im ganzen nur sehr wenige Leute. Und dies[e] — ich kann es nicht anders nennen als eine Schwäche in dem so ehren werten und hohen und edeln Stande unsrer Richter — diese schwächlich[e] Abneigung, ihr Amt bis in seine höchste Potenz zu üben, ich kann nic[ht] anders sagen als: sie beruht auf einem Mißverständnis. Denn ist nic[ht] die Verantwortlichkeit ebenso schwer, wenn ich einen Menschen zeitleben[s] einsperre, ja ich gehe weiter, ist nicht die Verantwortung moralisch die selbe, wenn ich einen Menschen auf acht Tage ungerecht einsperre, al[s] wenn ich ihn zum Tode verurteile? Ich kann gar nicht wissen, z[u] welchen Wirkungen eine achttägige, ungerechte Einsperrung führt, wi[e] die ganze Existenz, die ich dazu verurteile, von diesem Augenblicke a[n] vielleicht eine falsche, verbitterte Entwicklung im Kampfe mit den Ge setzen nimmt und weiter zu Verbrechen gefördert wird. Ich möcht[e] also an die Herren Juristen die Aufforderung richten: schrecken Sie an gesichts der hohen Aufgabe, die Ihnen von der Vorsehung auferlegt is[t] nicht vor Erfüllung derselben in ihrem höchsten Stadium zurück, un[d] werfen Sie das Richtschwert nicht von sich, Sie können sich dazu nu[r] gedrungen fühlen, wenn Sie Ihrem Arm in seiner Handhabung lediglic[h] menschliche Kraft zutrauen. Eine menschliche Kraft, die keine Recht fertigung von oben in sich spürt, ist allerdings zur Führung de[s] Richtschwerts nicht stark genug! (Fürst Bismarcks Reden. Meyers Volks bücher, Bibliogr. Institut, Leipzig, S. 81 f.)

Auf dieser gesetzlichen Grundlage könnten dann die Kirchen könnten die Vereine der innern Mission und Humanität gan[z] anders arbeiten, als dies bisher möglich ist. Bisher stehe[n] der Richterstand, die Polizei allen Bestrebungen zur Rettun[g] der verlornen Glieder unsers Volkes pessimistisch, kleingläubi[g] und kühl gegenüber. Die weichlichen Theorien des Manchester

ums, die den Staats- und Kirchenbehörden vielfach die Hände gebunden haben, lassen nicht zu, daß das Uebel an der Wurzel gefaßt werde. Jetzt kennen die prostituirten Dirnen gar keine Not. Treibt diese erst einmal diese Wesen auf die Kniee, um den Gott, den sie verlassen haben, anzurufen und sich wieder zu ihm zu kehren, dann werden unsre Magdalenenasyle und unsre zukünftigen Frauenheime ihr Ziel erreichen. Haben wir erst gesetzliche Macht, unsre verwahrloste Jugend zu erziehen, haben wir erst organisirte, kleine Kirchengemeinden, daß wir die Verwahrlosung auch entdecken können, dann werden in Zukunft die Anstalten zur Erziehung der Verwahrlosten und der verwaisten konfirmirten Jugend, die jetzt noch ein frommer Wunsch sind, ein Bedürfnis werden. Das Geld, das man jetzt zum Bau von Gefängnissen und Spitälern zur Bestrafung und zur Heilung unsrer sittenlosen Jugend von seiten des Staates und der Kommunen aufbringen muß, wird zur Erziehung verwendet werden können und bessere Resultate erzielen in religiöser, sittlicher und sozialer Hinsicht, als Gefängnis und Zuchthaus.

Lauter aber als je muß in der Zeit, die das „Recht auf Arbeit" als ein Menschenrecht anerkannt hat, an Staat und Gesellschaft der Ruf nach Arbeit erschallen. Wir haben jetzt Kolonien. Wenn der Staat sich entschlösse, nach dem Muster der Fremdenlegion Frankreichs eine Truppe zu errichten, in der nicht ängstlich nach Nationale und Stammbaum gefragt würde, sondern in der alle schiffbrüchigen Existenzen, auch die der Gefängnisse und Zuchthäuser wieder einen Halt gewönnen, dann würden viele Kräfte, die jetzt dem Vaterlande verloren gehen, gewonnen werden. Frankreich ist auf Fremdenlegionen angewiesen. Wir hätten sie nicht nötig. Es wäre auch ein Stück sozialer Arbeit und Fürsorge für die Arbeitslosen unsers Volkes, wenn ihnen im Dienste des Vaterlandes Gelegenheit gegeben würde, dort auf dem fremden Boden sich eine neue Heimat zu erkämpfen und nach Jahren vielleicht als Pionire deutscher Landwirtschaft sich eine neue Existenz zu gründen. Aber nicht an den Staat allein muß dieser Ruf ergehen. Deutsches Kapital ist interessirt bei einer Menge überseeischer Unternehmungen andrer Völker. Von den Unternehmungen unsers eignen Volkes zieht sich das Kapital, auch der national gesinnten Kreise unsrer Hochfinanz, ängstlich und kleingläubig zurück. Würde das Geld nicht so zurückgehalten, dann gäbe es im Inland und in den Kolonien mehr Arbeit. Wo aber der ängstliche Geiz an die Stelle kühnen Wagemuts tritt, den Jesus im Bilde des Kaufmanns so herrlich dargestellt hat, der alles opfert, um die eine köstliche Perle zu erlangen, da ist der Geiz die Quelle auch der Arbeitslosigkeit. Arbeitslosigkeit ist aber die Vorfrucht des Verbrechertums. So ist schließlich der Geiz, wie die Wurzel alles Uebels, auch die Wurzel des Verbrechertums. Heinrich Reuß

Sozialdemokratie und Patenamt

Die im Folgenden zu berichtende Angelegenheit wurde in den letzten Wochen von der Deutschen Evangelischen Kirchenzeitung, dem Volk und andern großen und kleinen Blättern in einseitiger und persönlich verletzender Weise dargestellt. Ich verzichte darauf, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Sehe ich doch in Herrn Pfarrer Strobel nicht etwa einen persönlichen Gegner, und habe keine Veranlassung, zur Beurteilung dieser Frage Erwägungen anzustellen, wie er sich zu andern Fragen des öffentlichen und kirchlichen Lebens gestellt hat. Wie ich von Anfang an nur von sachlichen Beweggründen geleitet war, so lasse ich auch hier nur die Thatsachen, die Akten reden, gehe dabei aber, um nicht bei Erwähnung der höhern Instanzen die früher schon geltend gemachten Argumente und Dokumente wiederholen zu müssen, den umgekehrten Weg, d. h. ich beginne gleich mit dem Bericht an den Herrn Kultusminister, der den Hinweis auf die frühern Instanzen enthält. Ich bemerke dazu noch, daß dieser Bericht an den Minister mir nur noch im Konzept vorliegt, das ich damals bei der Abschrift in einzelnen Ausdrücken geändert, verkürzt und vermehrt habe, sodaß das hier vorliegende Konzept nur im wesentlichen das an den Minister ge-

richtete Schreiben enthält. Auch das Datum jenes Berichts fehlt im Konzept, ich weiß nur noch, daß es in die Zeit zwischen Ostern und Pfingsten fällt. Die übrigen Aktenstücke geben sämtlich genau das Original wieder.

Ew. Exzellenz

wollen gütigst entschuldigen, wenn der gehorsamst Unterzeichnete Sie um Ihre Entscheidung bittet:

In der vorletzten Woche vor Ostern erhielt ich von der Schneiderin Nord dahier einen leider nicht mehr in meinen Händen befindlichen Brief, worin mich dieselbe aufforderte, am Ostermontag die Taufe eines zu Rückingen in Kurhessen zuständigen Kindes vorzunehmen und sie dabei als Patin zuzulassen. Sie sei ihrer sozialdemokratischen Gesinnung wegen von dem Pfarrer Strobel zu Rückingen als Patin nicht akzeptirt worden. Sie frage an, ob auch mir diese ihre politische Stellung ein Grund sei, die Taufe zu verweigern.

Darauf antwortete ich ihr: die Zugehörigkeit zur sozialdemokratischen Partei an und für sich sei für mich kein Grund, jemanden von der Patenschaft auszuschließen; indessen sei ich in Rückingen zu Amtshandlungen nicht berechtigt und könne daher die Taufe eines Kindes aus jenem Orte nur dann vornehmen, wenn mich der dortige Pfarrer durch einen Erlaubnisschein autorisirt hätte.

Sonntags darauf besuchte mich die Nord und bat mich zugleich im Auftrag der Eltern jenes Kindes, der Lachschen Eheleute zu Rückingen, jene Erlaubnis einzuholen; auf mein Befragen erklärte sie mir, sie hätte zwar in Rückingen einen Vortrag über das Weihnachtsfest gehalten, und zwar denselben Vortrag zweimal in verschiednen Lokalen jenes Dorfes; sie habe sich aber, abgesehen von diesem Vortrag, über Religion, Kirche und Pfarramt nicht geäußert, wenigstens nicht feindselig. Vielmehr halte sie sich für ihre Person zur Religion und bekämpfe nur vom sozialistischen Standpunkt aus die Entartung in ihr.

Ich richtete nun das in der Anlage A enthaltne Gesuch um ein Dimissoriale an das Pfarramt Rückingen und erhielt auf demselben Bogen eine abschlägige Antwort. Beigelegt waren die in Anlage B enthaltnen beiden Zeitungsabschnitte, der eine von der Nord in dem hiesigen sozialdemokratischen Organ Volksstimme, der andre, vom Pfarrer Strobel verfaßt, im Main- und Kinzig-Boten.

Wiederum ließ ich die Nord zu mir kommen und teilte ihr das Ergebnis mit. Da aus dem Schreiben des Pfarrers Strobel hervorzugehen scheint, daß er unter den mißliebigen Aeußerungen, die die Nord wider den Glauben sich erlaubt haben soll, keine andern im Auge hat, als die in ihrer öffentlichen Rede gebrauchten, so fragte ich sie nach dem Inhalt dieser Rede. Sie sagte mir dieselbe in jener monotonen Weise rasch her, in der ein nicht besonders redegewandter Mensch buchstäblich Auswendiggelerntes zu rezitiren pflegt, und ich gewann daraus den Eindruck, daß, wiewohl diese Rede mancherlei bedauerliche und gehässige Ausdrucksweisen und Wendungen enthält, doch auch andrerseits wieder nichts in ihr enthalten sei, was den ihr gemachten Vorwurf des Atheismus rechtfertigte oder ihre Zugehörigkeit zum Christentum geradezu ausschlösse. Demzufolge wandte ich mich in einem Gesuch, dessen Abschrift ich unter C beilege, an das Königliche Konsistorium zu Kassel und erhielt darauf den in Anlage D enthaltnen Bescheid.

Ich teilte letztern der Nord mit. Darauf besuchte mich diese am vergangnen Sonntag in Gesellschaft des Ehemanns Lach und bat mich nun, die Taufe trotzdem vorzunehmen. Selbstverständlich mußte ich dies Gesuch ablehnen und widerriet den Leuten zugleich, den gerichtlichen Weg einzuschlagen, wie sie das vorhatten. Aber Lach erklärte, er wolle sein Kind getauft haben und zwar mit der Nord als Patin. Er selber sei kein Sozialdemokrat; er sei ein Christ und habe früher die Kirche regelmäßig besucht, seit einiger Zeit aber habe er mit vielen andern Bewohnern Rückingens den Kirchbesuch eingestellt. Er lebe in gemischter Ehe; seiner katholischen Frau sei die lange Verschiebung der Taufe besonders peinlich. Die Nord erklärte, sie gehe, so oft es ihr Beruf erlaube, zum Gottesdienst der hiesigen reformirten Gemeinde, der sie angehöre, und habe bisher alljährlich am heiligen Abendmahl teilgenommen. Ich fragte sie nochmals, ob sie auf ihr Ehrenwort als Sozialdemokratin versichern könne, keine andern Bemerkungen wider die Religion gemacht zu haben, als die in jener Rede enthaltnen. Sie versicherte mir das aufs feierlichste.

Soweit der Sachverhalt. Wenn ich nun an Ew. Exzellenz appellire, so folge ich nicht nur dem in den Anlagen E und F kundgegebnen Wunsch des Lach und der Nord, die mir gestern auf meine Aufforderung hin geschrieben und das Konzept der in Rückingen gehaltnen Rede beigelegt haben (Anlage G), um mir die formelle Grundlage zu dieser Appellation zu geben, sondern noch mehr lassen es mir die Rücksichten des Rechts, der Billigkeit und der Klugheit, sowie die Pflichten des Pfarramts wünschenswert erscheinen, daß dem Verlangen der Appellanten willfahrt werde. Es bedarf nicht der Versicherung, daß auch ich sowohl an dem Tenor wie auch an so manchem Ausdruck in der gehaltnen Rede Anstoß nehme. Aber der Deduktion ihres Briefes kann ich im großen und ganzen doch nur beipflichten. An ihrem bisher durch Besuch des Gottesdienstes und des heiligen Abendmahls kundgegebnen Interesse ist meines Erachtens nicht zu zweifeln, wenn dasselbe auch — mehr durch sozialdemokratische Redeweise als vielleicht Anschauung — modifizirt erscheint. Andrerseits geht aus den Ausführungen Strobels, besonders auch aus seinem meines Erachtens nicht sehr glücklichen Zeitungsartikel, doch hervor, daß der eigentliche Grund der Abweisung die „zielbewußte" Zugehörigkeit zur sozialdemokratischen Partei ist, während die übrigen Vorwürfe, die er macht, auf recht schwankendem Boden der Be-

rechtigung zu stehen scheinen. Diese Zugehörigkeit zur sozialdemokratischen Partei schließt aber durchaus nicht in allen Fällen die Zustimmung zu dem antikirchlichen und atheistischen Standpunkt Bebels und Liebknechts ein, wie gerade das vorliegende Verlangen, zur Patenschaft zugelassen zu werden, deutlich beweist. Die Verfügung aber des Königlichen Konsistoriums vom 6. April läßt nicht erkennen, inwieweit jene glaubhaft bezeugten Aeußerungen der Nord wider Kirche und Christentum beweisbar sind. Solange sie dieselben leugnet und Konfrontirungen mit ihren Anklägern verlangt, soweit sie selber überhaupt gar nicht befragt ist und sich auf ihr bisher bewiesenes kirchliches Interesse berufen kann, scheint sie vielmehr im Recht zu sein. Wie leicht vermag ein solches Dorfgerede Entstellungen hervorzubringen! Wie leicht ist es möglich, daß eben jene Bemerkungen in der Weihnachtsrede einem einfachen kirchlichen Dorfbewohner als Aeußerungen des krassen Atheismus erschienen sind, während sie dem Kenner sozialdemokratischer Redeweise bei aller prinzipiellen Mißbilligung doch wesentlich harmloser erscheinen. Ich meine, man sollte den Sozialdemokraten gegenüber, und zumal zur Jetztzeit, wo hinsichtlich der religiösen Seite der sozialen Bewegung mancherlei Anzeichen für ein Einlenken dieser Bewegung in gemäßigtere Bahnen zu sprechen scheinen, und wo sowohl von sozialdemokratischen wie von christlich-sozialen Kreisen, wenigstens hier in Frankfurt und Umgegend, das Verhältnis der wirtschaftlichen und der religiös-sittlichen Seite der Frage lebhaft erörtert wird, linder auftreten und den glimmenden Docht, der hie und da noch leuchtet, nicht verlöschen. Bei aller Würdigung des Ernstes evangelischer Kirchenzucht glaube ich, daß sie, gerade hier angewendet, weit mehr Schlimmes als Gutes anzustiften geeignet ist, und sachlich hier um so ungerechter erscheint, als in tausenden von Fällen Leute bedingungs- und einwandslos zur Patenschaft zugelassen worden sind, die in Gesinnung und Wandel weit größere Kirchenfeindlichkeit bekundet haben, sofern sie andern gesellschaftlichen und politischen Kreisen angehören. Vom Standpunkt meines pfarramtlichen Gewissens würde ich unbedingt die Nord zur Patenschaft zulassen, weil ich andrerseits mit ihr wohl viele Hunderte von Paten hätte abweisen müssen. Ja, ich würde mich sogar freuen, wenn ein wirtschaftlich zielbewußtes Glied der sozialdemokratischen Partei, sofern es persönlich ehrenhaft wäre, mit solchem Eifer auf der Teilnahme am kirchlichen Leben bestünde. Jedenfalls würde die Sozialdemokratie aus diesem Fall sehr gern Kapital schlagen und triumphirend darauf hinweisen, daß die evangelische Kirche ihre „Genossen," auch soweit sie sich zum Christentum bekennten, ihrer politischen Gesinnung wegen ausschließe.

In Erwägung dieser Momente richte ich an Ew. Exzellenz die ergebenste Bitte, eine Entscheidung fällen zu wollen, und verharre in geziemender Ehrerbietung

F. W. Battenberg,
evangelisch-lutherischer Pfarrer an der St. Peterskirche zu Frankfurt a. M.

Anlage A

Frankfurt a. M., den 18. März 1894

Der Holzarbeiter Lach II aus Rückingen ersucht uns um Vornahme einer Taufe am Ostermontag dieses Jahres. Wir bitten das verehrl. ev. Pfarramt Rückingen uns zu diesem Zweck das Dimissoriale erteilen zu wollen. Hochachtungsvollst und ergebenst

Battenberg,
ev.-luth. Pfr.

Rückingen, den 20. März 1894

Dem ev.-luth. Pfarramt der St. Peterskirche zu Frankfurt a. M. teile ich andurch ergebenst mit, daß das von den Eltern des zu taufenden Kindes für die Patenschaft in Aussicht genommene Fräulein Nord hierselbst nicht als Patin angenommen worden ist, und zwar nicht etwa lediglich aus dem Grunde, weil sie Sozialistin wäre, sondern weil sie — allerdings in ihrer Eigenschaft als zielbewußte Sozialdemokratin — in zwei hierselbst gehaltenen öffentlichen Reden ihren Atheismus öffentlich bekannt hat. Zur gefälligen Orientierung erlaube ich mir den Angriff der Volksstimme auf meine Person und meine Entgegnung im Main- und Kinzigboten beizulegen. Solange Fräulein Nord als Patin festgehalten wird, muß ich meine Zustimmung zur auswärtigen Taufe versagen; gebe aber mit Vergnügen mein Dimissoriale, sobald eine andre Person, gegen welche keine schwerwiegenden Gründe, wie in diesem Falle, vorliegen, zur Patin bestellt wird.

Hochachtungsvollst und ergebenst
Strobel, Pfarrer

Anlage B

Rückingen. Pfarrer und Sozialistin. Ein hiesiger Parteigenosse wurde mit einer neuen Weltbürgerin beglückt, und sollte dieselbe Sonntag den 25. v. Mts. von dem hiesigen protestantischen Geistlichen, Herrn Pfarrer Strobel, getauft werden. Als Patin war eine Frankfurter Genossin ausersehen. Jedoch der Vater dieses Kindes denkt, und der Herr Pfarrer lenkt. Zuerst wurde nämlich der Vater zum Pfarrer gerufen, der ihm mitteilte, daß er das Kind unter keinen Umständen taufen würde, wenn eine Sozialistin als Patin erscheint. Als die Patin, die von diesen Vorgängen keine Ahnung hatte, hier eintraf und ihr die Erklärung des Pfarrers mitgeteilt wurde, begab sie sich selbst zu diesem Herrn, der berufen ist, das Wort des großen Nazareners „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst" dem Volke zu verkündigen. Zwischen beiden entstand eine lebhafte Debatte, die schließlich dahin endete, daß der Herr Pfarrer gestattete, daß die Genossin als Patin eingetragen würde, jedoch unter

keinen Umständen vor dem Altar erscheinen dürfe. Selbstverständli ging die Genossin hierauf nicht ein und erklärte dem Herrn Pfarre daß dann wahrscheinlich das Kind in Rückingen nicht getauft werde würde. Wenn die Geistlichen sich derart gegen solche Leute, die ein andre politische Ueberzeugung als sie haben, verhalten, dann werde auch die Folgen gewiß nicht ausbleiben. Es werden sich noch meh Leute von jeder kirchlichen Handlung fernhalten. Daran thun sie au ganz recht. [Frankfurter] Volksstimme, Nr. 28

Zur „Patenfrage" in Rückingen

In Nr. 28 der Volksstimme wird eine Denunziation gegen de Pfarrer Strobel in Rückingen eingereicht, daß er eine „Genossin" nic als Patin bei einem zu taufenden Kinde eines Rückinger Sozialdem kraten angenommen habe. Es ist wohl ein Unterschied zu mache zwischen Sozialdemokrat und Sozialdemokrat. Mancher, der sich nennt, hat schon am Altar als Pate gestanden, ohne zurückgewiese worden zu sein, weil die politische Richtung den Pfarrer durchaus nich kümmerte und von einer bewußten und gehässigen Verwerfung d Christentums noch nichts wahrzunehmen war — mit einem Wort: we der Sozialdemokrat noch kein „zielbewußter" Sozialdemokrat war. Ande verhält es sich jedoch mit der hier in Betracht kommenden „Genossin, dem Fräulein Nord aus Frankfurt a. M. Dieselbe hatte sich zu de letzten Konsequenzen der Sozialdemokratie offen bekannt. Zweimal hat in hiesigen Wirtschaften Reden „ans Volk" gehalten, bei denen es an A griffen auf die christliche Religion nicht fehlte, Aeußerungen gethan, d es offen und deutlich verkündeten: „Es giebt keinen Gott!" Dafür si Zeugen zur Hand, insbesondre ein Zeuge, an dessen Glaubwürdigkeit u so weniger zu zweifeln ist, als er in einer gewissen Beziehung zu de roten Lager steht. Daß eine „zielbewußte" Sozialdemokratin sich off vom Christentum lossagt, ist ja nichts Wunderbares; folgt sie dam doch nur ihren „Führern," wie Bebel, der im Reichstag am 31. Deze ber 1881 erklärte: „Wir erstreben auf politischem Gebiete die Republ auf dem ökonomischen den Sozialismus und auf dem, was man heu das religiöse Gebiet nennt, den Atheismus (das ist die Gottesleugnung), oder wie Liebknecht, der in seinem Machwerk „Zu Schutz und Tru 5. Auflage, Noten, Seite 44 schreibt: „Das Christentum ist Knechtseligke Fäulnis; Glaube ist Tod. . ., das Christentum ist ein Gespenst der Ve gangenheit." Dies also ist nicht wunderbar; zu verwundern aber ist e daß Fräulein Nord den Pfarrer aufsuchte und ihm weis machen woll sie sei eine gute Christin, sie gehe zu Pfarrer E. in Frankfurt in d Kirche, und dabei doch den Pferdefuß durchblicken ließ, wenn sie schlie lich entgegnete: „es werde nicht gelingen, sie und ihre Genossen zu Glauben zu führen." — Mag es hiermit wissen, wer noch daran zweifelt angesichts solcher Vorkommnisse hat der Pfarrer nicht nur das „Recht nein, er hat die „Pflicht," derartige falsche Christen von der Uebernah eines christlichen Ehrenamtes in der Kirche zurückzuweisen. Wenn n die Volksstimme der Meinung ist, es habe damit der Geistliche geg das Wort des großen Nazareners „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst verstoßen, so ist das gerade Gegenteil der Fall. Es wäre die Nächste liebe bei dem zu taufenden Kinde schnöde verletzt worden, wenn einer Patin ausgeliefert worden wäre, die die Erziehung des Kind nicht in christlichem Sinne, sondern nur im Sinne krassesten Unglaube betreiben kann. Natürlich ist auch das unrichtig, was in der Volk stimme steht: „Der Pfarrer habe bei der Zurückweisung der Genoss vom Altar gleichwohl gestattet, daß sie als Patin eingetragen würde — Nein, auch ins Taufbuch kommt Fräulein Nord nicht; nur von d Vornamen war die Rede, und der Vater fragte an, ob die dem Stande amt angegebnen Vornamen nicht bleiben dürften, auch wenn eine and Patin genommen würde, worauf ihm der Bescheid ward, es sei geg die Vornamen nichts einzuwenden, da sie ja christliche seien. Es gela schließlich dem Pfarrer, in gütlicher Auseinandersetzung die Eltern veranlassen, dem Kinde eine andre Patin zu geben und es zur chri lichen Taufe zu bringen. Da kam aber Fräulein Nord dazwische drohte mit der Kündigung ihrer Freundschaft und hintertrieb somit d Taufe. Wer trägt nun die Schuld, daß das Kind nicht getauft word ist? — Möge dieses traurige Vorkommnis jedem die Augen öffn über die letzten Ziele der Sozialdemokratie: der letzte Funke v Glauben soll aus dem Herzen gerissen, unser Volk in Unglauben u Gottlosigkeit gestürzt, die sittliche Weltordnung aus den Angeln gehob werden, damit dann das Volk zur wahren Freiheit geführt werde — ohne Gott. Schöne Freiheit das! Wehe, wenn sie uns beschert würd „Aber der im Himmel wohnet, lachet ihrer, und der Herr spottet ihrer die aber Christum bekennen als ihren einigen Trost im Leben und i Sterben, die sprechen mit dem Apostel: „Unser Glaube ist der Sieg, d die Welt überwunden hat." Main- u. Kinzig-Bote, Nr. 22

Anlage C

Frankfurt a. M., den 21. März 1894

Hochwürdiges Konsistorium!

Am 18. März cr. erschien bei dem Unterzeichneten die Schneider E. Nord, wohnhaft dahier, und bat unter Hinweis auf den aus d Beilage ersichtlichen Thatbestand um die am nächsten Ostermontage d hier vorzunehmende Taufe eines Kindes der ihr befreundeten Eheleu Lach II aus Rückingen. Ich fragte sie, ob sie sich in ihren Vo trägen in Rückingen Ausfälle auf die Religion habe zu Schulden komm lassen. Sie versicherte mir, daß sie das mit keinem Worte gethan hab daß sie im Gegenteil die Kirche öfter besuche. Unter diesen Umständ war und bin ich noch der Ansicht, die Taufe nicht prinzipiell ablehn zu sollen, und glaubte, daß das Pfarramt zu Rückingen um so bere

lliger das Dimissoriale erteilen würde, als ein etwa befürchtetes rgernis vor der Gemeinde dadurch vermieden würde, daß die Taufe einem anderen Orte vorgenommen würde. Zu meinem Bedauern h ich mich in meinen Erwartungen getäuscht, und der von Pfarrer trobel selbst verfaßte Verteidigungsartikel im Main- und Kinzigten schien mir erst recht nicht dazu angethan, meine andre Aufssung des vorliegenden Falls zu erschüttern. Fräulein Nord bestätigte ch durch ihr eifriges Verlangen, die Patenschaft zu nehmen, und durch e sowohl dem Herrn Pfarrer Strobel als mir gemachte und wohl um zu bezweifelnde Versicherung einer relativen Kirchlichkeit, daß sie cht im Sinn des Herrn Pfarrer Strobel zu den „zielbewußten" ozialdemokraten gehöre.

Es würde mir sehr bedenklich erscheinen, wenn die kirchlichen rgane auf Grund einer so anfechtbaren Rechtsbasis hier die Taufe zw. die Patenschaft verweigern und damit der sozialdemokratischen und elleicht auch einem Teile der kirchlichen Presse willkommenen Stoff zu ner wahrscheinlich recht unerquicklich verlaufenden Diskussion liefern ürden. In dieser Erwägung ersuche ich ganz ergebenst:

Hochwürdiges Konsistorium wolle das verehrliche Pfarramt zu Rückingen veranlassen, mir das erbetene Dimissoriale zur Taufe des Kindes Lach zu erteilen und mir möglichst rasch davon Kenntnis zu geben.

In geziemender Ehrerbietung
Pfarrer Battenberg

Anlage D

Kassel, den 6. April 1894.

Auf das gefällige Schreiben vom 21. v. Mts., dessen Anlagen urückgehen, erwidern wir Ew. Hochehrwürden, daß wir nicht in der Lage nd, Ihrem Wunsche, dem Pfarrer Strobel zu Rückingen aufzugeben, r Vornahme der Taufe des Kindes der Eheleute Lach II in Rückingen hnen ein Dimissoriale auszustellen, zu entsprechen. Denn die von uns ngestellten Ermittelungen haben ergeben, daß die zur Patin des Kindes rwählte Schneiderin Nord durch glaubhaft bezeugte Aeußerungen nicht ur ihre dem Christentum feindliche Stellung und Gesinnung, sondern uch ihre völlige Unkirchlichkeit dargethan habe.

Trott

An den Herrn Pfarrer Battenberg, Hochehrwürden
zu Frankfurt a. M.

Anlage E

Rückingen, den 15. April 1894

Liebe Karoline!

Den ablehnenden Bescheid vom Konsistorium haben wir erhalten nd bitten dich, dir die Mühe nicht zu sparen und weitere Beschwerde u erheben, da doch das Konsistorium auch noch Vorgesetzte haben muß. iebe Karoline, es kann ja gar nicht möglich sein, daß man uns die aufe verweigert, da doch alle unsre Kinder getauft sind. Also bitten wir dich, thue weitere Schritte. Mit herzlichen Grüßen zeichnet

Familie W. Loni Lach

Anlage F

Geehrter Herr Pfarrer!

Ich sage Ihnen herzlichen Dank für Ihre Mitteilung, daß das Konsistorium die Erlaubnis der Taufe versagt. Wenn aber die Herren behaupten, daß ich durch Aeußerungen eine nicht nur dem Christentum eindliche Stellung und Gesinnung, sondern auch völlige Unkirchlichkeit ewiesen hätte, so ist das nicht wahr. Erstens einmal wundert es mich och sehr, daß es dabei fast aussieht, als würde vom Konsistorium noch mehr Wert auf die Kirchlichkeit als auf die Christlichkeit gelegt. Ich habe bisher immer gedacht, daß, wenn man christlich wäre, dies die Hauptsache sei, während über das, was kirchlich ist, eher ein Zweifel rlaubt wäre. Das Programm meiner Partei erklärt die Religion für ine Privatsache, davon mache ich für meine Person Gebrauch und habe mich bisher immer noch zur Religion gehalten. Aber ich bin noch weiter gegangen. Ich habe bisher immer noch dann und wann die Kirche besucht und ging jedes Jahr zum Abendmahl. Diese Ostern ging ich das erstemal nicht hin, weil ich erst einmal sehen wollte, ob ein Pfarrer das Recht hat, mich meiner politischen Gesinnung wegen aus der Kirche zu werfen.

Der Herr Pfarrer Strobel kennt mich ja gar nicht, wohl aber kenne ich ihn und weiß, daß er schon manchen, der früher in die Kirche ging, aus der Kirche herausgepredigt hat. Ich lege hier die kleine Rede, die ich in Rückingen hielt, bei und erkläre Ihnen auf mein Ehrenwort, daß ich sonst keine religionsfeindlichen Bemerkungen gemacht habe. Wer das trotzdem behauptet, der soll es beweisen. Wer weiß, was die Leute für religionsfeindlich ansehen; man wird doch noch ein freies Wort gebrauchen dürfen. Wenn ich daran denke, welche Menschen mit offenkundiger unchristlicher Gesinnung und schlechtem Lebenswandel vor dem Altar gestanden haben, und ich soll davon ausgeschlossen werden, so muß ich doch annehmen, daß nur meine sozialdemokratische Gesinnung die Ursache meiner Ausschließung ist. Ich lasse es aber nicht dabei, das Konsistorium wird auch noch Vorgesetzte haben. Seien Sie so freundlich und appelliren Sie bei diesen; wenn auch dies nichts hilft, so nehme ich mir einen Advokaten, oder ersuche einen unsrer Reichstagsabgeordneten, daß er die Geschichte im Reichstage zur Sprache bringt. Nehmen Sie es mir nicht übel, daß ich Ihnen so viel Mühe mache. Ich verbleibe

Hochachtungsvoll Carolina Nord

NB. Die eingesandte Rede habe ich in zwei verschiednen Lokalen in Rückingen gehalten. Eine andre Rede hielt ich überhaupt nicht.

D O

Frankfurt, den 18. April 1894, Heidestr. 3 II

Anlage G

„Werte Anwesende!

„Von dem festgebenden Verein ist mir der ehrenvolle Auftrag geworden, Sie hier zu begrüßen. Ich heiße Sie deshalb alle herzlich willkommen. Hoffen wir, daß auch das heutige Fest nach dem Muster eines echten Arbeiterfestes einen ruhigen und friedlichen Verlauf nimmt und daß jedes der Teilnehmenden mit dem Bewußtsein nach Hause zurückkehrt, einmal nach des Tages Müh und Sorgen einige vergnügte Stunden verlebt zu haben.

„Werte Festteilnehmer und Festteilnehmerinnen! Von allen Festen, die uns die sogenannte christliche Kirche zu feiern zwingt, ist wohl keins von solcher Bedeutung für das Proletariat als das Weihnachtsfest. Gilt es doch hier den Geburtstag eines Mannes zu feiern, der auch für uns als Muster gelten kann. Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen, so sollen nach der heiligen Sage die Engel im Himmel gesungen haben, als jener Mann, nämlich Jesus von Nazareth, in der Krippe zu Bethlehem geboren wurde. Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen, so wird auch am heutigen Tage von tausend und abertausenden Kanzeln von den Geistlichen dem Volke gepredigt. Wollten wir nun einen historischen Rückblick halten, so würden wir finden, daß schon von der Zeit ab, als diese schönen Worte zum erstenmale verkündigt wurden, bis auf den heutigen Tag alles andre, nur kein Friede und kein Wohlgefallen für die Menschheit vorhanden war. Doch wir haben nicht nötig zurückzublicken, denn das Gute liegt uns ja so nah. Betrachten wir uns einmal die heutigen Verhältnisse, so finden wir zuerst, daß sich zwei Klassen Menschen derart feindlich gegenüber stehen, wie noch nie zuvor, nämlich die Klasse der Besitzenden, der Ausbeuter, auf der einen, die Klasse der Besitzlosen, der Ausgebeuteten, der Proletarier, auf der andern Seite. Auf der einen Seite ist der Besitz, der Reichtum, ist alles, was das Leben angenehm und schön machen kann, Ueberfluß an allem, was die Welt und die Natur zu bieten vermögen; auf der andern Seite ist Armut, Entbehrung, Hunger und Verzweiflung. Während einige Wenige in Ueppigkeit schwelgen, sich Paläste bauen, resp. bauen lassen und sie bewohnen, ist es Tausend und Abertausend nicht möglich, nur einigermaßen sich menschlich durchs Leben zu schlagen, sich nur das Allernotwendigste zum Leben anzuschaffen. Wie manchem Vater, wie mancher Mutter wird es auch wieder in dieser Weihnachtszeit schwer ums Herz geworden sein, wenn er an den großartigen Weihnachtsausstellungen, deren Gegenstände er zum Teil selbst gefertigt, vorüber gehen mußte, obschon er von Herzen gern seinen Kindern, die ja auch dieselben Menschenkinder wie die der Bourgeoisie sind, eine kleine Freude bereitet hätte, denn er mußte sich sagen: du hast nicht das nötige Geld dazu, weil die Erwerbsverhältnisse in der heutigen anarchistischen, d. h. gesetz- und schrankenlosen Produktionsweise gar zu traurige sind. Ist es ja doch schon so weit gekommen, daß in jeder Stadt, in jedem Ort eine solche Anzahl Arbeitsloser und somit auch Brotloser vorhanden sind, daß man sich unbedingt fragen muß, kann und darf es so weiter gehen. Gehet hinaus auf die Landstraße, sehet die Hungernden, Verkommnen und Verzweifelten, und fragt euch dann: wie ist es nur möglich, daß sich die Menschen schon bald zwei Jahrtausende auf den Namen des großen Nazareners taufen ließen und gerade das Gegenteil von dem zur Schau tragen, was er gelehrt hat? Er lehrte Liebe, sie säen Haß, er lehrte Duldsamkeit, sie verfolgen, schänden und knechten Wahrheit, Freiheit und Gerechtigkeit. Viele sind genötigt, auf freiem Felde zu übernachten oder irgend ein Verbrechen zu begehen, um nur für die Nacht ein Obdach zu erhalten. Und gerade in der jetzigen Zeit, gerade in der Weihnachtszeit sind solche Fälle am allerhäufigsten, und dennoch singt noch ein großer Teil der Menschheit:

O du fröhliche, o du selige,
gnadenbringende Weihnachtszeit.

„Werte Freunde! Diese traurigen Verhältnisse, die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen, das ist die Aufgabe des zielbewußten Proletariats, der Sozialdemokratie. Darum ist es notwendig, daß wir uns zusammen finden, daß wir uns organisiren, um Aufklärung unter die Massen zu bringen, und dies ist auch die Aufgabe des Vereins Arbeiterschutz in Rückingen. Darum wollen wir uns heute am Feste der Sonnenwende, am Feste, wo die Sonne, das Licht wieder höher steigt, beim hellen Schimmer des Weihnachtsbaumes geloben, nicht zu ruhen und zu rasten, als bis unser Ziel, die Gleichberechtigung der Menschheit, verwirklicht wird. Namentlich gilt es hier für die Frauen mitzukämpfen und mitzuarbeiten, damit sie nicht, wie es leider bisher der Fall war, dem Manne hindernd in den Weg treten. Darum thue jeder seine Pflicht zu jeder Zeit, an jedem Ort, dann wird uns die Schule des Leidens, die wir noch zu überwinden haben, nur stark und stärker machen in dem großen Kampfe, der mit der freien brüderlichen Arbeit, mit der Gleichberechtigung der Menschheit enden wird. Denn

Alle Menschen frei geboren
Sind ein adelig Geschlecht,
Das den Wahlspruch sich erkoren:
Friede, Freiheit, Lieb und Recht.

Erst dann, wenn wir die jetzige Klassenherrschaft gestürzt und an ihre Stelle die gemeinschaftliche Produktion mit der freien brüderlichen Arbeit gesetzt haben, erst dann wird es uns möglich sein, wahre und echte Weihnachts-, d. h. Freudenfeste zu feiern, erst dann wird in Erfüllung gehen das schöne Wort:

Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen."

Dieses ist der genaue Wortlaut meiner kleinen Festrede und glaube ich nicht, daß Sie etwas dem Christentum Feindliches darin finden können.

Carolina Nord

Zur Ergänzung dieses Berichts füge ich noch den Erlaß des Königlichen Konsistoriums vom 1. Juni 1894 hinzu, der am 4. Juni an mich gelangte.

Kassel, den 1. Juni 1894

Ew. Hochehrwürden benachrichtigen wir hierdurch, daß der Herr Minister der geistlichen Angelegenheiten uns mittelst Erlasses vom 23. v. Mts., G. I. Nr. 11409, ermächtigt hat, Ihnen infolge Ihres Gesuchs vom 27. April a. c., dessen Anlagen anbei zurückfolgen, das Dimissoriale zur Vornahme der Taufe des Kindes der Eheleute Lach in Rückingen zu erteilen.

Zugleich ersuchen wir Sie, dem Pfarrer Strobel Mitteilung von dem Vollzug der Taufe unter Angabe der erforderlichen Notizen zu machen.

In Vertretung
Lohr

An den Herrn Pfarrer Battenberg, Hochehrwürden
in Frankfurt a. M.

Am 5. Juni erhielt dann der Vater des Täuflings, der Arbeiter Lach in Rückingen folgende Verfügung des Amtsgerichts Langenselbold:

Nachdem der Herr Kultusminister das Königliche Konsistorium in Kassel ermächtigt hat, dem Herrn Pfarrer Battenberg in Frankfurt a. M. das Dimissoriale zur Vornahme der Taufe in Frankfurt a. M. zu erteilen, sehen wir binnen spätestens vierzehn Tagen Ihrer Mitteilung entgegen, daß das am 9. Januar geborne Kind getauft oder einer andern vom Staat anerkannten Religionsgemeinschaft überwiesen ist. Sollten Sie diese Frist unbenutzt verstreichen lassen, so würde Ihnen die Erziehung des Kindes abgenommen und demselben ein Vormund bestellt werden.

Langenselbold, den 5. Juni 1894

Königliches Amtsgericht
gez. Spindler

begl. Goldbach

Soweit das Aktenmaterial. Wir bemerken dazu zunächst was das letzte Stück angeht: wäre diese Verfügung nicht von einem Königlichen Amtsgericht erlassen, so müßten wir ihre Berechtigung entschieden in Zweifel ziehen, möchten auch jetzt noch fast annehmen, daß sich der betreffende Richter in diesem Fall ebenso geirrt hat, wie seine Entscheidung in mehrern anderen Konflikten mit der Sozialdemokratie von übergeordneten Gerichtsbehörden aufgehoben wurde. Wer zwingt denn jemanden, seine Kinder taufen, oder schon den Säugling einer Religionsgemeinschaft zuschreiben zu lassen? Wie häufig begegnen uns selbst Erwachsene, die überhaupt keiner Religionsgemeinschaft angehören. Das wollen wir selbstverständlich nicht beschönigen oder entschuldigen. Aber hier handelt es sich doch einfach nur um die Rechtsfrage. Selbst wenn in Kurhessen diese Verfügung Rechtens sein sollte, wie eigentümlich nimmt es sich doch aus, wenn einem Vater, der die größten Anstrengungen gemacht hat, um die Taufe seines Kindes durchzusetzen, zugleich mit der Erlaubnis dieser Taufe von einer andern Behörde der Befehl zugeht, sein Kind binnen vierzehn Tagen Christ oder Jude werden zu lassen (denn um diese Eventualität kann es sich doch nur handeln), widrigenfalls ihm seine Vaterrechte abgenommen würden! Muß er in einem solchen Bescheid nicht ein deutliches Mißtrauen an der Redlichkeit seiner Absichten erblicken? Sicherlich, diese Art der Bekämpfung der „Umsturzbewegung" ist die allerunglückseligste. Sie ist in ihrem Wesen ungerecht, kann nur verbittern und die Sozialdemokratie folglich nur stärken.

Im übrigen erkläre ich nochmals ausdrücklich, was an und für sich selbstverständlich ist, daß auch ich mit einer Rede, wie sie die Nord in Rückingen gehalten hat, nach ihrem ganzen Inhalt nicht einverstanden bin und daß, obwohl einzelne der darin vorkommenden Erwägungen und Betrachtungen nicht absolut unberechtigt sind und wohl auch in den Reden christlich-sozialer Männer vorkommen mögen, diese Expektoration dennoch in ihrer Gesamthaltung auch nach meiner Meinung unsrer Kirche feindlich ist. Aber diese Feindseligkeit ist noch keine prinzipiell entschiedne und unüberwindliche, sondern sie äußert sich mehr im Ton und in jenen Schlagwörtern und Redensarten, wie sie nun einmal der Tribüne der Volksversammlung eigentümlich sind, und sie wird von einer Persönlichkeit gehegt, die sich noch im Zusammenhang mit der Kirche wähnt und Wert darauf legt, diesen Zusammenhang nicht zerreißen zu lassen. Da ist es doch wahrlich di Pflicht von uns Pfarrern, entgegen zu kommen, die lose ge wordnen Fäden wieder anzuknüpfen und zu verbinden, un nicht etwa durch eine hier sehr übel angebrachte Kirchenzuc die Kluft nur zu erweitern, durch die heutzutage die groß Menge des Volkes von der Kirche geschieden ist. Welch köst liche Gelegenheit hätte einem weisen Vertreter des Pfarramt gerade bei jener Rückinger Angelegenheit sich geboten, durch di in offner Kirche vollzogne Taufe mit jener Sozialdemokrati als Patin die schlimmen Wirkungen wieder auszugleichen, di ihre Weihnachtsreden gehabt haben mögen. Und nun? Ha Pfarrer Strobel irgend etwas gebessert? Sicherlich nicht! Au wenn ich mich der Sache nicht angenommen hätte, auch wen die Lach-Nord auf dem von ihnen angedrohten Beschwerdewe nichts erreicht hätten, wäre durch seine Taufverweigerung de zwischen ihm und einem großen Teil seiner Gemeinde se Jahren bestehende und immer größer werdende Riß nur no weiter geworden.

Indes der Ernst der Kirchenzucht! Man stellt in de konservativen Blättern die Sache so dar, als ob auf Seite des Herrn Pfarrer Strobel die Vertretung dieses Ernstes, a meiner Seite dessen Nichtachtung zu suchen sei. Nun ist j die Frage einer strengern Handhabung der Kirchenzucht i unsrer Zeit sicherlich sehr erwägenswert. Soll aber diese, w recht und billig, auch auf die Zulassung zur Patenschaft b zogen werden, nun meine Herrn Strobel und Genossen, dan seht euch doch erst einmal die Vertreter andrer politischer Pa teien und Gesellschaftskreise an. Wo ist der theoretische u der praktische Materialismus erzeugt und geboren, gehegt u groß gezogen worden, in der Sozialdemokratie oder in d „Bourgeoisie"? Ich denke, von jener ist er nur adoptirt u dann mit der ihr eignen derben Offenheit und Konseque durchgeführt und in seinen Folgerungen angewandt worde Und wenn ihr wegen unziemlicher Reden über die Religi Glieder eurer Kirche ausweisen wollt, nun dann hört v allem, was man so manchesmal in diesen bürgerlich Kreisen privatim und öffentlich, daheim und im Wirtshau im Theater und in der Versammlung, im Parlament und der Zeitung über die Religion redet, und so lange ihr e scheut diese Vertreter der „guten und besten Kreise" vom Tau stein wegzuweisen, die Geld, Titel und Ansehen haben, so lan mäßigt auch eure Strenge der Kirchenzucht gegenüber den Kinde des vierten Standes!

Aber Herr Pfarrer Strobel hat ja nachträglich, wie D Volk erzählt, „die Beweise davon beigebracht, daß die betreffen Persönlichkeit auch in sittlicher Beziehung nicht tadellos ist," und d Deutsche Evangelische Kirchenzeitung und Das Volk schein sich zu wundern, daß der Minister darauf keine Antwort ga Nun ich denke, keine Antwort ist auch eine Antwort!

Wären freilich die Motive der Zurückweisung ursprüngli schon auf derartige „Beweise" gegründet gewesen, anstatt a den wunderbaren Schluß: die zielbewußten Sozialdemokrat Liebknecht und Bebel sind Gottesleugner; die Nord ist ei zielbewußte Sozialdemokratin, folglich ist sie eine Gottesleugner (siehe Anlage B) — und daneben auf das unkontrollirbare G rede unbekannter Zeugen: so wäre natürlich auch für mich d Sachlage eine andre gewesen.

Aber derartige Motive haben bei der Beurteilung d ganzen Streitfalls nicht mitgewirkt, und wenn sie Herr Pfarr Strobel nachträglich ausfindig gemacht und beigebracht hat, beweist er dadurch wohl sein Verlangen, Recht zu behalten u den Gegner zu schlagen, nicht aber sein besseres oder me schlechteres Recht in der ursprünglichen Beurteilung des Fal Uebrigens wird es sich immer noch fragen, inwieweit die „Beweise" von dem sittlichen Defekte jener Sozialdemokrat stichhaltig sind; mir ist trotz meiner Nachforschungen nich Nachteiliges über sie bekannt geworden. Und endlich, sel wenn solche Defekte nachgewiesen werden, so sollen sie u sicherlich nicht gleichgiltig sein; soweit sie aber zur Beurteilu der Frage herangezogen werden, ob deswegen jemand von d Patenschaft zurückgewiesen werde, so möge in dieser Hinsi erst recht nicht die Bezugnahme auf die Zustände der besse

[Gese]llschaft vergessen werde, von der ich vorhin hinsichtlich der religiösen Bewährung geredet habe. Was sich daraus er[gibt], kann sich ein jeder leicht selber sagen!

In dem Bestreben, das Verhalten der andern Seite zu [ver]stehen und gerecht zu beurteilen, stelle ich zur Erwägung, [daß] es immerhin mit der Vornahme der Taufe in Rückingen [ein] ander Ding ist, wie in Frankfurt. Rückingen liegt in einer [der] ländlichen Gegenden, in denen neuerdings die Sozialdemo[krat]ie auftritt und Fortschritte macht, während in Frankfurt, [wen]igstens in meinem im Osten der Stadt gelegenen Pfarrbezirk, [ber]eits heute bei reichlich Dreiviertel der Taufen Sozialdemo[krat]en als Eltern oder Paten in Frage kommen. Wo kämen [wir] in den großen Städten hin, wenn wir sozialdemokratische [Pat]en zurückweisen wollten, zumal da wir hier täglich die Er[fah]rung machen können, daß der Durchschnitt des religiösen [Bew]ußtseins dieser Bevölkerungsschichten sicherlich nicht schlechter [ist] als bei der Bourgeoisie? Anders liegt die Sache in einem [Dör]fchen wie Rückingen. Da ist es am Ende zu verstehen, [wen]n ein Pfarrer sich für verpflichtet hält, der Sozialdemokratie [ene]rgischen Widerstand zu leisten, obwohl man vielleicht auch [unt]er dieser Voraussetzung noch zweifelhaft sein kann, ob gerade [in] einem Fall wie dem vorliegenden das Vorgehen des Pfarrers [klu]g und objektiv berechtigt war. Jedenfalls hörte aber die [Ber]echtigung dieses Widerstandes auf, sobald es sich um die [Zu]lassung der Taufe an einem andern Orte handelte.

Ich gebe mich der Hoffnung hin, daß dieser Fall hiermit [sei]ne Erledigung gefunden hat oder daß er, wenn er überhaupt [noc]h besprochen werden soll, doch sachlich und ohne persönliche [Ve]runglimpfung besprochen wird. Andernfalls hätte auch ich [noc]h manches zu bemerken. Des ministeriellen Entscheides aber, [de]r unbeirrt durch die auch in Regierungskreisen gegenüber der [S]ozialdemokratie maßgebenden Ansichten dem Versuch, für deren [M]itglieder einen kirchlichen Ausnahmezustand zu schaffen, auf [G]rund der vorhandnen Rechtslage entgegengetreten ist, freuen [wi]r uns von Herzen und versehen uns zur konservativen und [kir]chlichen Presse der Billigkeit, daß sie angesichts der nunmehr [ve]röffentlichten Akten die maßlosen Schmähungen, mit denen sie [we]gen dieses Falls den Minister bedacht hat, bedauern und [zu]rücknehmen wird.

Battenberg

Ada Negri

Italien bereitet uns von Zeit zu Zeit eine angenehme [U]eberraschung, wenigstens auf dem Gebiete der Kunst. Es [sch]enkte uns in den letzten Jahren einen hervorragenden Kom[po]nisten, Mascagni, eine große Tragödin, Eleonore Duse, und [nu]n diese neuste, vielleicht bedeutendste Erscheinung — Ada [N]egri. Viele der Leser werden bei diesem Namen erstaunt auf[h]orchen, weil sie ihn noch nie gehört haben. Ihr Erstaunen [w]ird vielleicht noch zunehmen, wenn sie erfahren, wer Ada [N]egri ist. Sie ist eine Dichterin, und nur einen einzigen [kl]einen Band hat sie bisher herausgegeben. Hier muß ich ein [G]eständnis machen, das mir recht schwer fällt. Denn ich weiß [w]ohl, daß es gefahrvoll ist und nicht geeignet, das Interesse [fü]r meinen Gegenstand zu erhöhen, wenn ich gleich anfangs [v]errate, daß in jenem Bändchen nur lyrische Gedichte enthalten [si]nd. Wer liest heute lyrische Ergüsse? Scheint doch selbst [d]er Stern des kaum gestorbnen Emanuel Geibel vor dem [g]rellern Feuer der Beherrscher des Tages, den Erzeugnissen [d]er Vertreter modernster Litteratur erbleichen zu wollen. Und [d]a soll man sich für eine gänzlich Unbekannte interessiren! Dennoch bitte ich um Gehör.

1

Was wir über Ada Negri wissen, verdanken wir nächst[d]em, was sie selbst uns in ihren Gedichten erzählt, einer ihrer Freundinnen. Es ist nicht viel, aber doch bleibt ihr das Ver[d]ienst, den Schleier gelüftet zu haben. Sofia Bisi Albini hat eine anmutige Plauderei in dem italienischen Blatte Corriere della Sera über sie veröffentlicht. Eine Uebersetzung davon ist [d]er deutschen Ausgabe der Gedichte als Vorwort beigegeben.

In Lodi ist Ada Negri geboren, ein „Kind der feuchten, niedern Hütte.“ Von ihrem Vater erfahren wir nichts. Desto mehr von ihrer Mutter: oft und innig gedenkt Ada ihrer. Sie war eine arme Fabrikarbeiterin, wie es deren soviele giebt. Aber durch eins unterschied sie sich von ihren Genossinnen: sie hatte ein großes Ziel, für dessen Verwirklichung sie arbeitete. Ihr Kind sollte es einst besser haben als sie, ihre Tochter sollte Lehrerin werden. Nie hat Ada die Opfer vergessen, die ihr die Mutter brachte. Was sie in dem schönen Gedicht „Mutterliebe“ von einer andern Frau sagt, die ihren einzigen Sohn studiren läßt,

> Den großen Stolz in ihrer Dürftigkeit,
> Auf dessen Stirne ernst und breit
> Des Genius Götterflug sie ahnet schon,

das gilt wohl von der eignen Mutter: sie setzte „im lärmend lauten Arbeitssaal ihr Leben ja als Opfer für dich ein.“ Mit rührender Liebe hing sie an ihr, die ihrer „trüben Jugend einziger Trost“ war. Als sie einst krank ward und es schien, als sollte sie ihr entrissen werden, da flehte sie in heißer Inbrunst:

> Was mir an Freude, Lieb und Licht
> Das Schicksal wollte geben,
> Nimm alles, nur die Thränen nicht . . .
> Doch laß die Mutter leben.
> Erbarmen! . . .

Sie wuchs heran; Entbehrung, Not und Unglück war ihr Teil. Frühe schon lernte sie „die Nächte ohne Schlummer, die Sorge für das nächste Morgenrot“ kennen, ja auch der Hunger klopfte an ihre Thüre, es kamen „Tage ohne Brot.“ Aber dem allen setzte sie einen unüberwindlichen Mut entgegen. Ihr Herz „vom Heimweh nach der Sonne heißerfüllt“ war stark und groß: „Rings strahlts von Hoffnung und Begeisterung.“ Sie durfte hoffen, weil ernstes, kraftvolles Wollen sie begeisterte:

> Ich will die Arbeit, die uns göttlich macht,
> Die alles lenkt mit edler Macht und Tugend.

Das hielt sie aufrecht in dem „verhängnisvollen Kampf,“ den sie zu führen hat; fast trotzig ruft sie aus:

> Auf alle Trümmer, alles Kummers Nacht
> Strahlt meiner zwanzig Jahre helle Pracht.

Als sie das schrieb, war sie freilich über die allergrößten Schwierigkeiten hinaus; ihr nächstes Ziel hatte sie erreicht. Mit achtzehn Jahren verließ sie Lodi. In Motta-Visconti am Tessin hatte sie eine Stelle als Lehrerin erhalten. Es ist ein weltentlegner Ort in der Ebene, ein kleiner Marktflecken; kein Geräusch der großen Welt dringt dorthin, nicht einmal das der Räder einer Pferdebahn. In einem halb zerfallenen Hause wohnte sie; man mußte über einen schlammigen Hof, um an ihre geborstne Thür zu klopfen und zwei hohe, steile Treppen von zerbrochnen Ziegelsteinen emporzuklettern. Ihr Stübchen war spärlich erhellt. Papier diente den Fenstern statt Glas, und die Bücherkiste mußte das Sofa ersetzen. Aber ein großes Glück war ihr doch geworden: sie hat die Mutter zu sich nehmen dürfen.

In ihrer Schule unterrichtete sie achtzig Kinder, Knaben und Mädchen. Es war hart für ihre Jugend. Aber treu und gewissenhaft that sie ihre Pflicht. Erst wenn der Feierabend eingeläutet wurde, gönnte sie sich das Glück zu lesen und zu dichten.

Viele Bücher hatte sie nicht; sie hatte auch nicht viele gelesen, aber sie kannte sie alle. Jede Woche erhielt sie ein großes Packet aller bedeutendern Zeitungen und Journale Italiens. Ein Verehrer sandte sie ihr aus Mailand seit zwei Jahren, ohne sich ihr je zu erkennen zu geben. Aus den sich widersprechenden Kritiken fand sie mit feinem Takt und sicherm Gefühl das Gute heraus. Wenn man ihre Gedichte liest, so meint man, sie müsse alles kennen und gesehen haben. Aber sie hatte nie das Meer, nie Berge und Hügel, nie einen See erblickt, nur der weite Wald am Tessin war ihr vertraut. Einmal zeigten Bekannte ihr das Treiben einer großen Stadt. Ihre Freundin beschreibt uns mit folgenden Worten den Zustand, in den sie geriet:

> Zwei Tage war sie wie im Traum; ihre ganze zarte Gestalt zitterte, und ihre großen schwarzen Augen glühten wie im Fieber, so

daß ihre Freunde sich fragten, ob sie nicht übel daran gethan hätten, ihr dies alles zu zeigen, was sie doch auf die Länge nicht genießen konnte.

Sie kehrte in ihr Heim zurück und lehrte wieder ihre achtzig lärmenden, eigensinnigen Kinder buchstabiren. Aber sie vermochte es nicht mehr, ihr dunkles Geschick ruhig und resignirt zu ertragen.

Seitdem sind bessere Tage für Ada Negri gekommen.*) Auf Betreiben einer edeln, kunstsinnigen Frau hat der Gemeinderat von Florenz der jungen Dichterin einen Ehrensold bewilligt. Bald darauf wurde sie von Motta-Visconti nach Mailand an eine höhere Schule versetzt, um dort den Unterricht in der italienischen Litteratur zu erteilen.

2

Ein kurzes Wort noch über ihre Gedichte. Der Titel der kleinen Sammlung ist: Schicksal (Fatalità).**) Schon diese Ueberschrift ist für unsre Dichterin bezeichnend: den Kampf besingt sie, den sie seit ihrer frühsten Kindheit mit dem Mißgeschick hat führen müssen. So ist es nicht verwunderlich, daß alle ihre Gedichte einen ernsten, oft schwermütigen, fast düstern Charakter tragen. Ihr durch eignes Leid für fremde Leiden geschärftes Auge kann diese Welt nicht wie einen heitern, blumengeschmückten, im Frühlingssonnenschein erglänzenden Garten ansehen, in dem es sich lieblich wohnen läßt. Es ist ihr nicht gegeben, die „Fröhlichkeit, bei der im Sonnenschein melodisch Küsse schallen," zu besingen. Der Schmerz klingt durch alle ihre Verse hindurch, bald leise und zart, wenn sie von sich selbst spricht, bald laut und drohend, wenn ihr Herz von dem Jammer der Menschheit angefaßt wird. Aber bei aller Not, die sie selbst erlebt hat, die sie rings um sich her erblickt, und deren Schrecken sie tief empfindet, läßt sie sich doch nie zum Haß hinreißen, noch verfällt sie der Verzweiflung. Sie kann bitter werden, aber sie wird nicht am Leben irre. Der Schmerz treibt sie nicht zur Resignation, auch nicht zum Pessimismus, er ists vielmehr, der ihren Gedanken „Götterkraft" giebt. Sie will sich von den finstern Mächten des Lebens nicht besiegen lassen; jugendkräftig ringt sich ihre Seele immer wieder zur Hoffnung durch. Der Glaube an die Schönheit des Daseins ist ihr nie verloren gegangen, sie kennt seinen Wert. So fehlen ihr neben den herben und scharfen die weichen und sanften Töne nicht, die sich zu harmonischen Akkorden zusammenfügen.

Man wird Ada Negri eine soziale Dichterin nennen, und nicht mit Unrecht. Hier liegt recht eigentlich ihre Bedeutung. Wenn sie uns einen Blick in ihr eignes Liebesleben thun läßt, so fließen ihre Verse weich dahin; man meint die schwermütig gedämpften Töne einer Harfe sie begleiten zu hören. Wenn sie aber ein Lied singt von dem Volke, von ihren arbeitenden Brüdern, dann braust es und rauscht es. Herzergreifend sind ihre Klagen, schneidend ihre Anklagen, drohend ihre Bußrede. Wuchtig und scharf klingen ihre Verse, wo sie der grausamen, selbstsüchtigen Welt entgegentritt und sie mit scharfem Worte straft:

Geh, üppge Welt, zieh durch den Aether fort,
Verworfenheit und Geldsucht mit dir jagen:
Als Geißel schwinge ich das glühnde Wort,
Dir ins Gesicht zu schlagen.

Und wer fühlte sich nicht im Innersten gepackt, aufgestört aus der Selbstsucht Ruhe und Sicherheit, wenn er den Klagesang der „Besiegten" hört:

Wir kommen aus den Häusern ohne Feuer,
Von friedeloser Lagerstatt,
Wo unser Körper täglich, stündlich scheuer
Sich beugt und unterwirft, vom Kampfe matt.

Aus Höhlen kommen wir, von harten Latten,
Aus dunkelm Zufluchtsort heraus,
Und breiten auf der Erde tiefe Schatten
Von Trauer und Gefahren aus.

*) Diese letzten Daten entnehme ich einem Aufsatze Paul Heyses in der Deutschen Rundschau 21. Jahrg., 3. Heft.

**) Sie hat in Hedwig Jahn eine liebenswürdige und gewandte Uebersetzerin gefunden. (Berlin, Alexander Duncker, 1894. 4 Mk.)

— — — — — — — — — — — —
Die Arbeit suchten wir, die neues Leben
Uns giebt, doch sie stieß uns zurück.
Wo ist die Hoffnung? . . . Wo ist Kraft und Streben? . . .
Erbarmen! . . . Uns besiegte das Geschick u. s. w.

Gleich hinter diesem Gedicht stehen zwei andre, der Ueberschriften schon auf ihren Inhalt hinweisen: „Die Ha im Triebwerk" und „Es saust die Maschine."

Wie sehr sie selbst mit dem Volke verwachsen ist, wie ih ganze Liebe denen gehört, die „keinen Namen" haben, daf will ich hier nur auf zwei Gedichte hinweisen. Das erste „Gassenjunge" überschrieben. Es schildert die Gefühle d Dichterin, die sie beim Anblick eines Knaben empfindet, der a der Straße groß wird. In jugendlichem Alter ist er „sch frech und schon vertraut mit jedem Laster." Sie vergege wärtigt sich, was sein Schicksal sein wird, da greift ihr Angst um ihn an die Seele: „Wie findest du, so ausgestoß und so schutzlos, dich zurecht in dieser Welt voll Schuld u Fehle?" Was wird er wohl in zwanzig Jahren sein, so fra sie sich, ein ehrsamer Arbeitsmann oder ein Gauner, wird „des Handwerks Ehrenkittel" tragen oder „des Sträflings rauh Kleid?" Sie möchte zu ihm, ihn an ihr Herz ziehn, ihm ihr Mitleid und ihre Traurigkeit zeigen, sie möchte ihm Sti und Wangen küssen und ihm zuflüstern:

Auch mir ist stets das Unglück treu geblieben,
Ein Dornenreis bin ich gleich dir,
Die Mutter schafft auch in der Werkstatt mir,
Ich kenne jedes Leid . . ich muß dich lieben.

Das andre Gedicht heißt: „Hast du gearbeitet?" Di Frage stellt sie einem, der um ihre Liebe geworben hat. kann ihr nicht antworten; da heißt sie ihn gehn, sie hat n Verachtung für diesen „freien Schwächling einer schwachen Zeit

Wärst ein Plebejer du, doch unerschrocken
Hoch über aller Menschheit Haß und Neid
Höbst du die stolze Stirn,
Und der Gedanken Unermeßlichkeit
Erglühte fiebrisch dir im kühnen Hirn —

Dann, ja dann liebt ich dich u. s. w.

Man kann es niemandem übel nehmen, wenn er von d sozialdemokratischen Tiraden nichts wissen will; man merkt allzudeutlich die Absicht, Inhalt und Form sind eher dazu a gethan, uns abzustoßen als zu erheben. Aus Ada Negri d gegen spricht der echte Dichtergeist. Was sie sagt, quillt a einem Herzen voll innigen Mitleids, so wie es Jesus empfa da der Evangelist von ihm sagt: es jammerte ihn des Volk Ada Negri erzählt uns einmal, warum sie die „Dichterin d Mißgeschicks" geworden ist:

Mir tropft aufs Herz das Blut so warm und rot,
Das Herzensblut der edeln Auserwählten,
Die kühn sich stürzen in den Tod,
Und die mit ihrer Brust, wenn Freiheit rief,
Am Bollwerk niemals fehlten.

Aus Arbeitsstätten, aus düstern Fabriken, aus Reisgefilden v von giftgem Hauch, aus Feldern und aus unfruchtbaren Flur aus dumpfen Festungsmauern dringt zu ihr ein trauervol Weinen, das ihr stets folgt, wohin sie auch fliehen mag. S kann nicht anders, es ist ihre Mission, sie muß der Menschh ihr düster klingendes Lied singen, um sie aufzuwecken aus ihr selbstsüchtigen Traum, um ihr die Augen zu öffnen für d namenlose Leid, das unbegrenzte Elend, an dem sie tägl achtlos vorübergeht — sie, die doch selbst schuld daran ist.

Ich möchte jeden herzlich bitten, diese Gedichte zur Ha zu nehmen und auf sich wirken zu lassen. Mit dem ergreifend Inhalt paart sich vollendete Form. Ein freier, edler, groß Geist redet hier zu uns. Es sind ernste Worte, die wir hören bekommen. Nichts wird uns erspart; die ganze lan Reihe der sozialen Begehungs- und Unterlassungssünden zi an uns vorüber. Aber man sollte aufmerksam solchen Wor lauschen und durch sie sein Herz immer aufs neue beweg sein Gewissen aufrütteln lassen, gerade in dieser Zeit, da m wieder den Versuch macht, Gewalt anzuwenden, wo doch Erkenntnis der eignen Schuld und daraus hervorquellend größ Kraft der Liebe helfen kann. Ernst Teichmann

Verschiedenes

(Fürst Bismarck und die Parlamentarier) Erster Band: Die chgespräche des Reichskanzlers. Zweite Auflage. Breslau, vendt. 9 Mk.

Der glänzend ausgestattete, mit einer sehr geschmackvollen Einband: versehene Band bildet den Anfang eines größern Werkes aus der rastenden Feder des Ritters von Poschinger, das das Verhältnis marcks zu solchen Parlamentariern darstellt, die ihm näher getreten In diesem Bande sind die Tischgespräche Bismarcks, hauptsächlich e Aeußerungen auf den großen parlamentarischen Gesellschaften teils den gleichzeitigen Zeitungsberichten, teils auf Grund persönlicher nerungen oder Erkundigungen gesammelt; darauf folgen Gespräche marcks mit dem liberalen Abgeordneten von Unruh nach dessen en Aufzeichnungen und dem klerikalen Abgeordneten Freiherrn von tling gleichfalls nach dessen eigner Niederschrift.

Interessant ist jedes Buch, das uns von der gewaltigen Persön-eit des Kanzlers berichtet und uns ermöglicht, in ihre Eigenart Größe einen Einblick zu gewinnen. Auch dieser Band bringt — lich unter viel Spreu und Stroh — manchen Edelstein zum Vor-n oder doch zur weitern Kenntnis. Für den Interessentenkreis der istlichen Welt aber ist die Ausbeute ganz gering. Es ist erstaunlich, die Erregung des Kulturkampfes, die Verfassung der preußischen ngelischen Landeskirche, das wahrhaft freundschaftliche Verhältnis dem Minister Falk so wenig zum Ausdruck kommen. So hinter-t die Lektüre dieses Bandes für unsereinen vor allem das Bedürfnis mehr und noch interessantern Mitteilungen.

Ich möchte aus dem bunten Vielerlei des Inhalts drei Stellen schreiben, die mir auch für die Urteilsbildung der Leser der Christ-en Welt wertvoll erscheinen. Die erste beweist den sittlichen Ernst Politik Bismarcks, die zweite zeigt seine praktische Lebenskenntnis glänzendem Lichte, die dritte — ja die dritte mag den Grund ihrer tteilung selbst sagen.

12. Juni 1869. Aus einem Bericht von Hans Blum. . . . Das präch war unwillkürlich bei der Luxemburger Frage angekommen, seine Gäste machten ihm kein Hehl aus der Verwunderung, daß damals nicht losgeschlagen habe wider den französischen Uebermut. . . . t wenigen Worten zeichnete der Kanzler die Situation von damals, wolle er präludiren zu dem Thema, das, dem Ernste und der ergie seiner Züge nach, ihn von Grund seines Herzens beschäftigte ergriff, wie kein andres. Dann fuhr er fort, während rasche Blitze seinen tiefliegenden Augen schossen: „Ich bin eine lange schwere che — sie hat aber nur von Dienstag bis Freitag gedauert — über Frage des Krieges mit Frankreich gesessen. Nicht die Eventualität er Niederlage war es, was uns beschäftigte — denn Moltke hatte sichert, daß wir siegen werden. Aber es war die Frage zu ent-eiden, ob wir Krieg mit Frankreich anfangen sollten selbst im Falle Gewißheit oder höchsten Wahrscheinlichkeit des Sieges. Auch diese age haben wir verneint und uns entschlossen, den Krieg nur zu führen, nn wir dazu gezwungen würden. Wir haben all die ungeheuern rluste, all den Jammer und das Elend in den Tausenden von milien erwogen. Ja, meine Freunde, schauen Sie mich immer groß , meinen Sie, ich habe nicht auch ein Herz? Glauben Sie mir, ich be ein Herz, das genau so fühlt wie das Ihre. Krieg bleibt immer ieg — das Elend der vom Kriege ausgesognen Länder, all der Jammer r Witwen und Waisen, das ist alles so schrecklich, daß ich für meine rson nur im alleräußersten Notfalle zu diesem Mittel greife." (S. 44)

Aus einem Gespräch mit Freiherrn von Hertling, 7. April 83: „. . . Andrerseits sei zu beklagen, daß man namentlich innerhalb s Kultusministeriums die Anzeigepflicht in solcher Weise aufgebauscht, zum eigentlichen Mittelpunkte des Streites gemacht habe. Dies weise, wie gering die Menschenkenntnis in jenen Kreisen sei. An-igepflicht samt Veto gäben gar keine Garantie, daß der, den man auf rund seiner bisherigen Haltung zu einem Amte zulasse, in diesem mte nicht alsbald eine völlig veränderte Haltung einnehme." (S. 367)

Aus einer Reichstagsrede vom 9. Februar 1876: „. . . Wenn n Blatt wie die Kreuzzeitung, die für das Organ einer weitverbrei-ten Partei gilt, sich nicht entblödet, die schändlichsten und lügenhaftesten erleumdungen über hochgestellte Männer in die Welt zu bringen in ner solchen Form, daß sie nach dem Urteil der höchsten juristischen utoritäten gerichtlich nicht zu fassen ist, aber doch der, der sie gelesen t, den Eindruck hat: hier wird den Ministern vorgeworfen, daß sie nredlich gehandelt haben, — wenn ein solches Blatt so handelt und monatelangem Stillschweigen verharrt, trotzdem das alles Lügen sind, nd nicht ein Peccavi oder Erravi spricht, so ist das eine ehrlose Ver-umdung, gegen die wir alle Front machen sollten." (S. 106 f.)

E F

(Die Flüchtlinge) Von W. Speck. Leipzig, Grunow. 199 S. 2 Mk.

Es ist ein viel behandeltes Problem der Litteratur, wie eine einzige hat, eine übereilte Willensentscheidung Folgen nach sich zieht, die ein anzes Leben zerstören. Lucie entsagt dem Geliebten und verlobt sich ach dem stillen Wunsche ihrer Eltern mit einem Manne, der das Ge-häft des Vaters wieder in die Höhe bringen soll. Sie will edelmütig in und ihrem Vater aus der Not helfen, ohne daß dieser sie zu dem pfer zwingt; aber sie vermag nicht ganz zu entsagen, der eigne Lebens- nd Glückstrieb ist zu mächtig, eine Reihe unheilvoller Verwirrungen rängt sie zu dem letzten Ausweg: Flucht mit dem Geliebten. Die Ge-hichte dieser Flucht bildet den Inhalt der Erzählung. In ihrer Rat-sigkeit und der Scheu vor der Strafe des Gesetzes ketten sie sich an

einen alten Stromer, der sie in allen Bettlerherbergen herumschleift und dabei gründlich ausnutzt. Hier verwendet Speck seine als Gefängnis-geistlicher erworbnen Erfahrungen auf dem Gebiete des Bettlerwesens und entwirft ein trauriges Bild des Stromerelends. Nur durch einen Gewaltstreich, der Lucien in den Verdacht des Mordes bringt, winden sich die Flüchtlinge von dem Bettler los, Sicherheit und Glück winkt ihnen bei der Mutter des Bräutigams — da werden sie von Gen-darmen ergriffen, Lucie verunglückt, und Franz wird dem Gericht über-liefert zur Strafe für den Mordversuch an seinem Nebenbuhler. Manche Gestalten sind prächtig gezeichnet; so Franzens Mutter und Luciens Vater, die Schilderung des Lebens auf der Landstraße ist weniger an-ziehend als wahr. Franz konnte mir nie recht sympathisch werden, um so mehr dagegen Lucie; ihre Reinheit feiert bei aller äußern Nieder-lage doch einen Triumph. — Und der Schluß? Er wird jeden Leser niederdrücken, aber ehe wir ihn tadeln, wollen wir doch fragen, ob ein andrer möglich wäre. Ginge nur einer zu Grunde, so fiele der andre einer Verzweiflung anheim, die er nicht verdient hätte; bliebe Franzens That den Gerichten verborgen, so lebten sie beide in einer Unsicherheit, deren Qual nur der Verbrecher kennt. Und wenn Franz seine Strafe verbüßte, um dann in Luciens Arme zurückzukehren? Das ganze Vor-leben der Flüchtlinge macht auch diesen Ausweg unmöglich. Beiden wäre die Reinheit vor dem irdischen Gesetz noch keine Reinheit des Ge-wissens; sie genössen ihr Glück als einen Raub. So finden sie sich erst in einer Welt vereinigt wieder, wo niemand sie mehr verfolgt, keiner sie auseinanderreißt. — Man vermißt vielleicht bei dieser Besprechung die sonst übliche begeisterte Empfehlung; ich kann mich dazu nicht ent-schließen. Wir suchen so gern, vielleicht mit Unrecht, in solchen Büchern uns selbst, unsre Empfindungen; unser Buch bietet dazu keine Gelegen-heit, es wird uns sogar schwer, in das Seelenleben seiner Personen einzudringen. Die Welt, in der sie leben, ist uns mit wenigen Aus-nahmen fremd. Darin liegt andrerseits wieder der Reiz des Buches, den ich nicht verkennen möchte. — Doch Specks Buch ist auch von so-zialer Bedeutung, da es ein neues Gebiet sozialer Not schildert, das Leben auf der „Walze," über das wir sonst nicht eben viel wissen. Auch unter diesem Gesichtspunkte betrachtet, verdient es gelesen zu werden. Pl

(Aus dem Neukirchener Abreißkalender) Der Christliche Abreiß-kalender des Neukirchener Erziehungsvereins hat uns schon einmal be-schäftigt: Nr. 9 des vorigen Jahrgangs. Heute liegt uns zum 15. Januar im Anschluß an eine erbauliche Betrachtung von Gal. 1, 16 folgende Aussprache vor:

„Besprich dich nicht mit Fleisch und Blut!

„Es war einmal ein christlich gesinnter Bauer; dem wurde der Vorschlag gemacht, er solle seine vielversprechende Repsernte in einer Versicherungsgesellschaft versichern. Er fragte, wie viel das wohl kosten würde. Als er die Summe genau erforscht hatte, sagte er: »So, — mit dieser Geldsumme will ich meine Ernte lieber bei dem lieben Gott versichern; der kann doch am besten vor Hagelschlag und sonstigen Un-fällen bewahren und noch seinen Segen dazu geben.«

„Dieses gläubige Vertrauen des Bauern wurde nicht getäuscht; die Ernte war gesegnet und blieb vor Schaden bewahrt.

„Der fromme Landmann aber vergaß die Versicherungssumme nicht, sondern zahlte mit dankbarem Herzen die eine Hälfte derselben an den Missionsverein und die andre an die Armen seines Geburtsortes. Möchte es viele solcher Ackersleute geben!

„Doch der Glaube ist nicht jedermanns Ding und soll und kann nicht nachgemacht werden! Aber wo einer Skrupel im Gewissen hätte darüber, daß er mehr der Versicherungskasse als dem Herrn vertraut, soll er durch dieses Exempel des Glaubens gestärkt werden und sich nicht mit Fleisch und Blut besprechen."

Fiat applicatio. Der Winter kommt. Es wird Zeit Kohlen an-zuschaffen. Aber der lebendige Glaube weiß: Gott kann am besten vor Kälte bewahren. Er wird mich nicht erfrieren lassen. Ich will das Geld lieber dem Missionsverein geben. U. s. w. ins Unendliche. R

(Zwei Unwahrheiten) Der Reichsbote Nr. 22 d. J. berichtet über einen Vortrag, den der Heidelberger Theologe Lemme über Heils-thatsachen und Glaubenswahrheiten im Evangelischen Verein in Berlin gehalten hat. Es wäre sonst kein Anlaß, den Vortrag zu erwähnen. Aber beachtenswert ist, wie der Vortragende über zwei Theologen, deren Namen er nennt, berichtet. Wir wollen neben Lemmes Bericht nach der Relation des Reichsboten jedesmal das entsprechende wirklich vor-liegende Urteil des angegriffenen Theologen setzen.

Lemme sagte nach dem Reichsboten von Ritschl: „Er hat ein persönliches Fortleben der Seele nach dem Tode geleugnet." Ritschl sagt u. a. (Lehre von der Rechtfertigung und Versöhnung Bd. 3, 3. Aufl., S. 366): „Die persönliche Gewißheit der Unzerstörbarkeit des geistigen Daseins knüpft sich immer an diese Erfahrungen von dem Werte des religiös-sittlichen Charakters. Endlich aber hat Paulus auch darin Recht u. s. w."

Lemme sagte nach dem Reichsboten von Herrmann: „Für ihn ist das religiöse Haupterlebnis des Menschen die Erkenntnis seines sitt-lichen Berufes." Herrmann sagt (Verkehr des Christen mit Gott, 2. Aufl., S. 63): „Wir werden uns des Verkehrs Gottes mit uns selbst an dem Ereignis bewußt, daß sich uns die Person Jesu durch die Kraft ihres innern Lebens offenbart. Darauf allein beruht die Eigentümlichkeit der christlichen Religion. Deshalb ist in der Christenheit immer wieder nichts andres so nötig, als daß Christus verkündigt wird. Denn ihn sehen lernen ist für einen Christen der Heilsweg."

Sind also die Angaben des Reichsboten richtig, so wird man es, auch wenn man keine hohen Anforderungen an den Vortragenden stellt,

doch auffallend finden müssen, daß er in seinem Eifer so sehr von der Wahrheit abweichen konnte.*)

(Zu unserm Artikel über Feuerbestattung) in voriger Nummer möchten wir noch ausdrücklich bemerken, daß wir von dem „Fall Müller" in Rostock ganz und gar keine nähere Kenntnis haben und folglich auch nicht in der Lage sind, irgend welches Urteil darüber zu vertreten. Der Artikel ist von uns allein seiner prinzipiellen Haltung wegen aufgenommen worden, ohne daß wir seine Anknüpfung an die Rostocker Zeitungsnachrichten irgendwie kontrolliren konnten. D H

(Der Verfasser des Offenen Briefes) an mich im Reichsboten Nr. 4 war so freundlich, mit mir in Korrespondenz zu treten. Wenn meine offene Antwort sich verzögert, so ist die Ursache nur die, daß ich einer ruhigen Stunde warte. R

*) Man darf ja billig bezweifeln, daß der Reichsbote korrekt berichtet hat. Aber es ist charakteristisch, daß der Reichsbote so berichten konnte, und die meisten seiner Leser nehmens doch unbesehen hin. D H

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 5 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Cand. theol., im Predigen und Unterr. geübt, wünscht b. älterem Pfarrer **sofort** Aufn. gegen **freie Station.** Ausk. d. Hrn Pf. **Pöppler, Grebenstein** b. Hofgeismar.

Pianinos, Harmoniums,
von ℳ 350.—an, von ℳ 80.—an.
Amerik. Cottageorgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.
Anerk. beste Bezugsquelle. Höchster Rab. Alle Vorteile. Illustr. Katalog, der grösste seiner Art, gratis u. frei.
Wilh. Rudolph in **Giessen** **Nr. 162.**

Korbflaschen

zu Geschenkzwecken sehr geeignet, mit 3 Liter feinstem **Medizinal-Cognac** garantirtes Weindestillat **Mk. 8.** 3 Liter **Cognac grande Champagne Mk. 12.** 3 Liter feinsten alten **Portwein, Madeira, Malaga, Sherry, Lacrimae** 2c. **Mk. 6.25.** Originalgebinde obiger Weine 16 Liter Inhalt **Mk. 24,** alles incl. und franko.
Rich. Kox, Importgeschäft, **Duisburg a. Rh.**

Zu kaufen gesucht:
2 **Herzog u. Pl.,** Realencyklopädie. 2 Afl.
Für die Passionszeit empfehle ich:
Ohly, „Siehe das ist Gottes Lamm." 42 Passionspred. 1890. St. **3,50 n. 2,50 ℳ**
Schulze, L. Dr., Passions- u. Osterfeier. 10 Pred. über die 7 Worte und Auferstehung . . . . Statt **2 nur 1 ℳ**
Tholuck, Pred. üb. d. Augsbg. Glaubensbek. u. 18 Pred. über die Leidensgesch. 3. Aufl. 1868 . . Statt **5 nur 2 ℳ**
Warneck, Pontius Pilatus, ein Gemälde a. d. Leidensgesch. 1867. Statt **3 n. 1,20 ℳ**
J. Krause, Antiquariat, Halle a/S.

Der unterzeichnete cand. rev. min., der 1893 zu Magdeburg das zweite Examen bestanden und sich bisher als Hauslehrer beschäftigt hat, sucht zu Ostern Stellung; am liebsten als **Vikar, Hilfsprediger** oder dergleichen. Hauptsache ist die Einführung ins praktische Amt und Thätigkeit im Dienste der Kirche. Finanzielle Seite Nebensache.
Angebote an
Max Schneider, cand. rev. min. **Bleckede a. Elbe.**

In zweiter Aufl. erschien:

Donovan.
Lebensgeschichte eines Engländers aus unsern Tagen
von
Edna Lyall.
Autorisirte Uebersetzung
von
E. Bagge.
Ein starker Band 472 S., geheftet 5 Mk., gebunden 6 Mk.
Leipzig, Georg Wigand.

Vergl. Christliche Welt 1893. Nr. 17 und 18.

Thorwaldsen: Segnender Christus.
35 — 48 — 56 cm
3.— 7.50 10.—M. o. Porto u. Kiste.
Vorzügl. Ausführung in Elfenbeinmasse.
Theol. Antiquariat.
Hugo Rothers theol. Buchhandlung (Martin Warneck) Berlin W. 9 Linkstraße 4
Kruzifixe in großer Auswahl.
Christl. Unterhalt.-Litt.
Gebrannte Sprüche in verschied. Größ. (z. B. 30:50 cm) Preis 6—10 Mk. Jeder Spruch wird in 2—3 Tagen angefertigt.

Passion, Konfirmation, Ostern.

Passionspredigten. Das Wort vom Kreuz. Passionspredigten in Beiträgen namhafter Geistlichen. Hrsg. von Lic. theol. **Gustav Leonhardi.** Geh. 1 Mk.
Konfirmationsreden. 2. Aufl. Heft II d. I. Bds. der unt. dem Titel **Im Reiche der Gnade** erschien. Samml. von Kasualreden i. Beiträg. namhaft. Geistl. Hrsg. v. Lic. th. **G. Leonhardi.** Geh. 1 Mk.
Beicht- u. Abendmahlsreden. 2. Aufl. Heft III d. I. Bandes der vorstehenden Sammlung von Kasualreden. Geh. 1 Mk.
Fastenpredigten. Von **Bernhard Hoffmann,** Archidiakonus in Pirna. Geh. 75 Pfg.
Osterpredigten. Band II der unter dem Titel **Festpredigten** erschienenen Sammlung v. Predigten gläubiger Zeugen der Gegenwart über Perikopen und freie Texte. Hrsg. von Superint. D. **Emil Quandt.** 2. Aufl. Geh. 3 Mk. Geb. mit G. 4 Mk.
Pfingstpredigten. Band III der Quandt'schen Sammlung von Festpredigten. Geh. 3 Mk. Geb. mit G. 4 Mk.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, sowie gegen Einsendung des Betrages portofrei durch die Verlagsbuchhandlung **Fr. Richter** in **Leipzig.**

Freiburg i. B. und Leipzig
Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr

Soeben sind die von den Professoren
E. Grafe und **J. Meinhold**
beim **letzten Ferienkurs** in **Bonn** gehaltenen **Vorträge** in mein Verlage erschienen:

Grafe, Die neuesten Forschungen über die urchristli Abendmahlsfeier
„Zeitschrift für Theologie und Kirche," Jahrgang 1895, zweites H
Einzelpreis des Heftes 1,20 Mk.

Meinhold, Wider den Kleinglauben
Ein ernstes Wort an die evangelischen Christen aller Parteien
8. 1 Mk.
Inhalt: Vorwort. Die Anfänge der israelitischen Religion und Geschichte (Vortr gehalten beim letzten Ferienkurs in Bonn). Wider den Kleinglauben.

Das Leben Jesu
von
D. **James Stalker**
Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen
8. 80 Pfge. Gebunden 1,20 Mark

Dr. Amelungs Kuranstalt Königstein im Taunus
in herrlichster Lage, 400 Meter hoch. Mildes Wasserheilverfahren, Massage, Elektr therapie, Freiluft- und Diätkuren. Gute Erfolge, besonders bei Nerven-, Magen Hals- und Lungenleiden, Blutarmut, Fettsucht, Rheumatismus, Frauenkrankheiten
Prospekte auf Wunsch

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Soeben sind erschienen:
Hefte zur Christlichen Welt Nr. 16 u. 1
Kirche Christi und Landeskirche
Zwei Vorträge,
gehalten auf der Evangelischen Konferenz in Schlesien
von
Karl Müller Prof. d. Theol. in Breslau und **Erich Foerster** Pastor in Hirschberg
—• Preis 60 Pfge. •—

Von
Theodor v. Wächters, Kandidat der Theologi
Sonntagsblatt für freien Geistesaustausch. Ein Kämpfer f wahre **Religion, Sitte und Ordnung** (7000 Abonnenten) werd überallhin postfrei und umsonst Ansichtsnummern und Th. v. Wächte Vortrag: **Die Stellung der Sozialdemokratie zur Religion** wi gegen 20 Pfge in Briefmarken postfrei versandt von
A. Jungs Verlag in Stuttgart

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Hierzu eine Beilage von Richard Kox, Weingroßhandlung in Duisburg a. Rh.